

5
—
t

Ute 496

1353

ihbibliothek

englischer und französischer Literatur
 von
 ard Ottmann in Gießen,
 Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

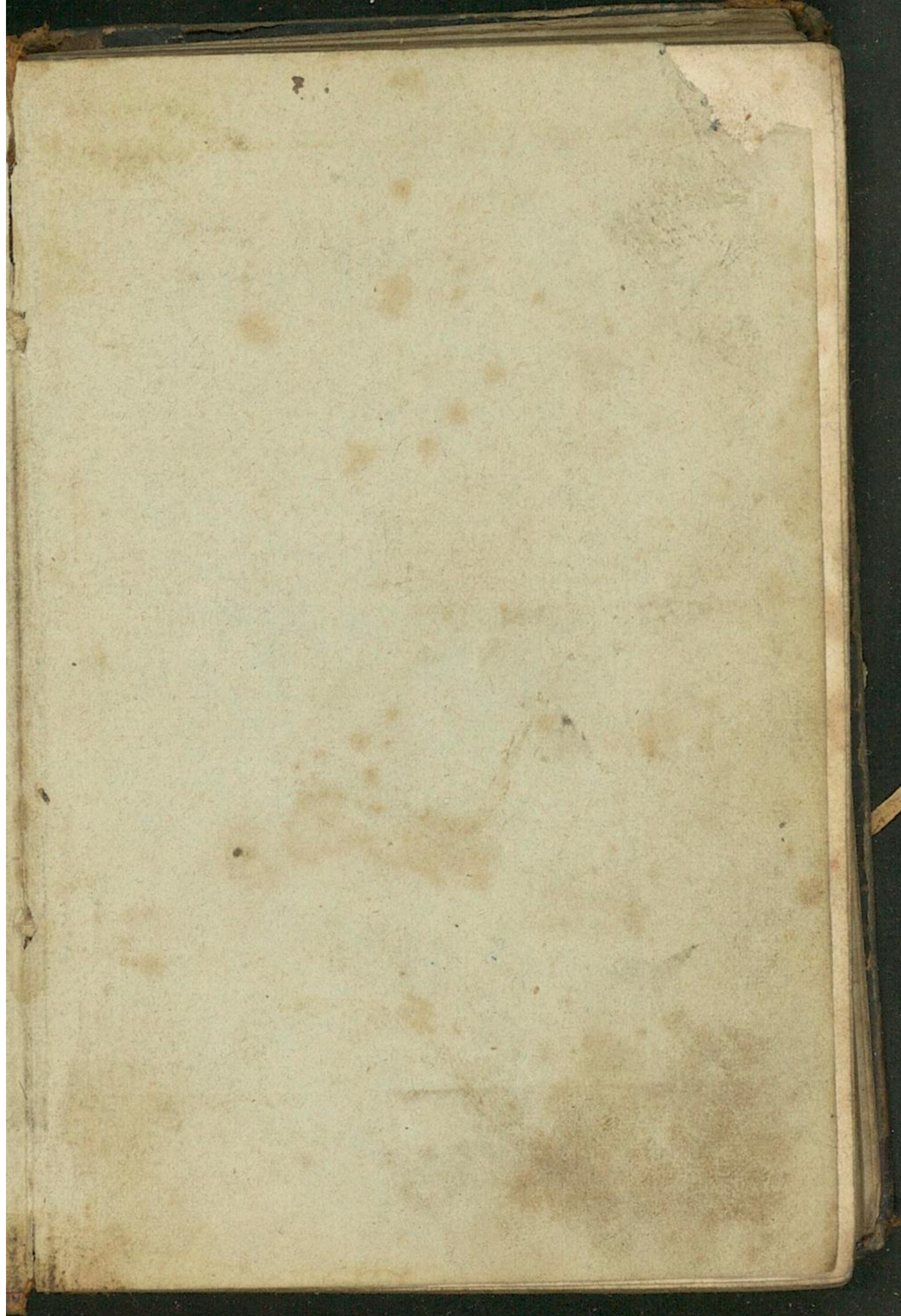
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 wic. — Pf.	1 wic. 50 Pf.	2 wic. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.



111

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Kieger & Sattler.
1843.



Das
Kind meiner Fran.

Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser.

Erster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Wiegner & Sattler.
1843.

Handwritten text, possibly a title or header, appearing as a faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a date or a specific reference, appearing as a faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a name or a signature, appearing as a faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a footer or a concluding note, appearing as a faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Erstes Kapitel.

Reise, Unfall Abenteuer.

„Wir werden diesen Abend auf keinen Fall mehr nach Straßburg kommen, Müller!... Sag einmal dem Postillon, er solle auf die verfluchten Mähren lospeitschen. — Seit einer Stunde habe ich ihm das schon mehr als zwanzigmal gesagt, mein Oberst; aber er antwortet, wenn wir nicht alle drei den Hals brechen wollten, könne er nicht schneller fahren. — Heinrich wird nicht mehr in Straßburg sein, bis wir dort eintreffen. — Dann, mein Oberst, reisen wir ihm noch weiter nach. — Und holen ihn vielleicht nicht zeitig genug ein, um dem Unglück, das ich befürchte, zuvorzukommen!... — Wenn auch, so haben Sie sich wenigstens nichts vorzuwerfen, mein Oberst; denn wahrhaftig, seit den sechs Wochen, daß wir Tag und Nacht umherrennen von Framberg nach Straßburg, von Straßburg nach Paris, und von Paris wieder nach Framberg, sind meine Hosen so fest an meine Hinterbacken geklebt, daß ich mich genöthigt sehen werde, mein Oberst, in unserem ersten Absteigequartier mein zweites Gesicht zu zeigen. — Wenn nur wenigstens der Zweck unserer Reise erreicht

würde! — Ach! wenn nur eine gute Flasche Wein da wäre, die Erstarrung von meinen Gliedern wegzuwaschen!... Aber nein!... Nicht einmal ein schlechtes Glas Landsturm zur Löschung meines brennenden Durstes! Oh! mein Oberst! für einen Andern würd ich eine solche Pein nicht so geduldig ertragen! — Vereust Du's, mir gefolgt zu sein, Müller? — Ich gehe mit Ihnen, mein Oberst, bis ans Ende der Welt; doch wünschte ich, daß man dabei essen und trinken könnte...“ Hier ward das Gespräch durch einen entsetzlichen Stoß unterbrochen, vom welchem die Achse des Postwagens entzwei brach; bald lagen der Oberst Framberg und sein Reisegefährte in einem Chaussée-Graben; die ganze Schuld fiel auf den Postillon, der in seiner Eilfertigkeit den Graben nicht wahrgenommen hatte.

Während sich der Fuhrmann mit den Pferden beschäftigte, half Müller seinem Obersten wieder auf die Beine. „Tausend Millionen Patronen! sind Sie verletzt, Oberst? — Es ist nichts, Müller; nur schmerzt mich mein linkes Bein ein wenig. — Donnerwetter! Sie haben eine starke Quetschung! — Es ist nichts, sag' ich Dir, mach' nur, daß wir einen Ort finden, wo wir diese Nacht bleiben können, denn ich sehe wohl, daß wir die Hoffnung aufgeben müssen, heute noch Straßburg zu erreichen.“

Der herzutretende Postknecht berichtete den beiden Herrn, etwa fünfzig Schritte von da befinde sich eine Herberge. — „Wie, Schlingel! Du wagst es, den Obersten Framberg in einen Graben zu werfen?“ fuhr Müller den Postillon an. Der

aber entschuldigte sich so gut es ging, und man schlug den Weg nach dem Wirthshause ein, indem man den Oberst unter beide Arme nahm.

Unsere Reisenden waren noch keine Viertelstunde vorwärts geschritten, als sie ein kleines Haus von einfachem, doch gefälligem Aeußern erblickten: es bestand aus einem Parterre, einem Stockwerk und den Dachböden; grüne Jalousien schützten die Bewohner vor der Sonnenhitze und mehrere buschige Eichen beschatteten den Eingang: kurz Alles schien anzudeuten, daß der Herr dieser Wohnung, des geräuschvollen Stadtlebens müde, sich in diese Einsamkeit zurückgezogen habe, um seinen Sinnen in stillen Betrachtungen Ruhe zu gönnen.

„Das nennst Du eine Herberge!“ schnaubte Müller den Postillon an; „dreifaches Donnerwetter, ich glaube, Du willst meinen Oberst noch gar spazieren führen? ... — Laßt uns immerhin klopfen!“ antwortete der Schwager; „drinnen werden wir schon sehen, woran wir sind.“

Müller pocht mit gewichtigen Schlägen an der Thüre: keine Antwort; neues Klopfen: Alles umsonst. Zu ihrem höchsten Unstern war inzwischen die Nacht eingebrochen und die Verletzung des Obersten, durch das Gehen schlimmer gemacht, verursachte demselben entsetzliche Schmerzen.

„Und wenn alle Teufel sich verschworen hätten, mein Oberst, so können Sie in Ihrem jetzigen Zustande doch nicht unter freiem Himmel schlafen. Da die Bewohner dieses Hauses taub sind, so müssen wir sie zu entbehren suchen.“ Bei diesen

Worten trat Müller mit aller Kraft gegen den der Thüre am nächsten befindlichen Fensterladen der Parterrewohnung, welcher nicht im Stande, dem Sturme troken zu können, prasselnd zu seinen Füßen niederfiel. Nun schlug er mit seinem Säbel ein Paar Scheiben ein und stieg in das Haus, ohne auf die Befehle seines Obersten zu hören, welcher ihm vorstellte, daß man auf diese Weise das Völkerrecht nicht verletzen dürfe, und man ihn eher für einen Straßenräuber, als einen alten Feldwebel halten müsse.

Ohne sich in seiner Expedition aufhalten zu lassen, eilt Müller nach der Hausthüre, findet an der Wand einen großen Schlüssel, öffnet ohne Schwierigkeit und läßt den Oberst Framberg in das lehrstehende Haus ein.

„Da wir einmal innen sind, sagte der Oberst, so wollen wir wenigstens mit Umsicht zu Werke gehen. — Recht, mein Oberst, geben Sie diesem Dummkopf von Postillon, der an unserem Mißgeschick Schuld ist, den Arm, und ich gehe voran, um Sie vor jedem Unfall zu bewahren.“

Unsere Reisenden setzten sich umhertappend in Marsch, denn die Finsterniß war so groß, daß man keinen Schritt vor- oder rückwärts sehen konnte. Schon waren sie durch mehre Gemächer gegangen, ohne etwas zu entdecken, und Müller, ungeduldig werdend, fing an, zwischen den Zähnen zu fluchen, als Etwas an ihnen vorüberkam und bei ihrer Annäherung eiligst entfloh. Müller, gereizt,

läuft dem Fliehenden nach, aber seine Füße verwickeln sich, er verliert das Gleichgewicht und fällt mit dem Kopf in einen vollen Wassereimer. Wüthend richtet er sich wieder auf, öfnet eine Thüre, glaubt sich auf ebenem Boden und purzelt eine ganze Treppe hinab, indem er eine unglückliche Kaze, die Schuld an all diesem Gepolter ist, mit in seinen Fall verwickelt.

Obgleich von seiner eiligen Rutschpartie ganz betäubt, steht Müller doch schnell wieder auf, und schreitet diesmal mit mehr Umsicht zur Untersuchung des Orts, an dem er sich befindet.

Die Kühle desselben und verschiedene ihm unter die Hände fallende Flaschen geben ihm bald die Ueberzeugung, daß er in den Keller gerathen sei. Durch diese Entdeckung beuhigt, sucht er die Treppe, die er so eilfertig herabkam, und will wieder hinauf, um dem Oberst sein Glück mitzutheilen; aber zum dritten Mal stoßen seine Füße an einen Gegenstand und er fällt mit dem Gesicht einem Individuum auf die Nase, welches ruhig schlief und ein schreckliches Geschrei anhebt, als es sich so plötzlich aufgeweckt fühlte.

Zweites Kapitel.

Die Grafen von Framberg.

Ehe wir Müllern aus der Ueberraschung herausbelfen, die ihm diese neue Begegnung verursachte,

ist es nöthig, dem Leser mitzutheilen, wer der Oberst Framberg war, und was ihn zu dieser Reise bewog.

Graf Hermann von Framberg, Vater des Obersten, stammte aus einer alten deutschen Familie; von Geschlecht zu Geschlecht hatten alle Framberge in ihrer Jugend dem Vaterlande gedient, und Graf Hermann, nachdem er auf dem Feld der Ehre sich Lorbeern des Ruhmes gesammelt, hatte sich auf das Schloß seiner Ahnen zurückgezogen und harrte hier mit Ungeduld an der Seite einer geliebten Gattin auf die Geburt des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trug, und das seinem Glück die Krone aufsetzen sollte.

Dieser Augenblick kam, aber statt eines Tags des Jubels ward es ein Tag der Trauer und des Leids: die Gräfin, indem sie einem Sohne das Leben gab, verlor das ihrige.

Sie tröstete sich der Graf völlig über diesen Verlust; da aber die Zeit auch den herbsten Kummer lindert, erinnerte er sich, daß er einen Sohn habe, und gab sich mit allem Eifer der Sorge für dessen Erziehung hin.

Diese glich der seiner Ahnen. Der junge Framberg lernte frühzeitig die militärischen Uebungen; voll Freude sah der Vater seine glücklichen Anlagen und mit fünfzehn Jahren hat der junge Mann um die Erlaubniß, zur Armee abgehen zu dürfen.

Obgleich sich der Graf ungern von seinem Sohn trennte, willigte er doch in sein Verlangen;

der junge Framberg verließ das Schloß seiner Väter, um das Feld der Ehre zu betreten, wo ihm in sehr kurzer Zeit seine ausgezeichneten Waffenthaten den Rang eines Obersten erwarben.

Graf Hermann war stolz auf einen solchen Sohn, und als der Oberst Framberg seine Winterquartiere im Schlosse seines Vaters zuzubringen gedachte, ward er mit allen militärischen Ehrenbezeugungen, welche die väterliche Liebe noch sinnreicher verschönernte, empfangen.

Auf dem Schlachtfeld machte der Oberst die Bekanntschaft Müllers. Dieser brave Husar zeichnete sich eben so sehr durch seinen Muth, als seinen wunderlichen Humor aus. Er besaß die volle Freimüthigkeit und Derbheit eines guten Soldaten. Stets bereit, sein Leben für denjenigen einzusetzen, den er liebte, hätte er auch die ganze Welt durchstreift, um denjenigen zu strafen, der ihn beleidigte oder beschimpfte. Seinen Obersten verehrte er als seinen Vorgesetzten und liebte ihn als den Tapfersten des Heers. Bei jeder Schlacht stand Müller demselben zur Seite, focht ihm voraus, deckte ihn oft mit seinem Körper, und nie hätte er es dem verziehen, welcher ihn der Sonne beraubt hätte, für des Obersten Rettung zu sterben.

Der Oberst seinerseits schloß sich immer mehr an Müller an; bald wurden sie unzertrennlich, denn der Oberst, im Feldlager aufgewachsen, kannte keineswegs die Unterschiede, welche Rang und Reichthum in der Welt begründen. Besaß der-

jenige, den er liebte, die guten Eigenschaften, die ihm seine Freundschaft werth machen konnten, so war er, wenn auch ohne Titel und Vermögen, darum nicht weniger achtungswerth in seinen Augen; mit einem Wort. der Oberst war über alle Vorurtheile erhaben, und verletzte sogar öfters durch sein Benehmen die Convenienzen der Gesellschaft. Der Verlauf dieser Geschichte wird uns häufige Beispiele davon liefern.

Als Graf Hermann alt ward, wünschte er sehnlich, sein Sohn möchte ihm einen Erben seines Namens schenken; und bei jedem Besuch des Obersten auf dem Schlosse (wohin ihn Müller seit lange begleitete) erneuerte der alte Graf seine Bitten, sich zu vermählen. geraume Zeit hindurch, wo noch der Sporn des Ruhms auf den Geist des Obersten allein wirkte, entsprach er seines Vaters Wunsche nicht; als er aber sein dreißigstes Jahr erreicht und dieser kriegerische Sinn sich etwas abgekühlt hatte, war er bereit, sich den Wünschen des Vaters zu fügen.

Eine halbe Meile vom Schloß des Grafen Hermann lagen die Güter des Barons von Froburg. Der Baron, ein Wittwer, lebte zurückgezogen auf seinem Schlosse, nur mit Erziehung seiner einzigen Tochter beschäftigt; die kleine Clementine war der Abgott ihres Vaters und der Gegenstand seiner schönsten Hoffnungen.

Als Nachbarn schlossen der Graf und der Baron bald einen innigen Freundschafts-Bund; einen

Theil ihrer Zeit brachten sie abwechselungsweise auf dem Schlosse des Einen oder des Andern zu; der Eine erzählte, wenn sie in Winterabenden zusammensaßen, von den glänzenden Waffenthaten und dem Ruhme, mit welchem sein Sohn ihm die alten Tage verschönere, der Andere malte die kindliche Anmuth seiner Tochter, ihre zärtliche Liebe für ihn, ihre Theilnahme für Unglückliche, und seine Hoffnung aus, daß sie einst mit der Schönheit ihrer Mutter auch deren Tugenden in sich vereinigen werde.

So verfloß die Zeit: der Graf theilte dem Baron den Wunsch, seinen Sohn vermählt zu sehen, mit; der Baron vertraute jenem die Unruhe, die ihn bei dem Gedanken peinigte, daß er seine Tochter bei seinem Tod, ohne Freund, der sie schütze, ohne Gatten, allein in der Welt zurücklasse.

Aus diesen vertraulichen Mittheilungen folgte, was nothwendig daraus folgen mußte; der Graf und der Baron bildeten den Plan, ihre Kinder zu vereinen; dadurch knüpften sich die Freundschaftsbände zwischen ihnen noch fester, und die Unruhe, die unablässig ihr Alter trübte, schwand.

Um diese Zeit war es, daß sich der Oberst den Wünschen seines Vaters fügte: da führte ihn dieser auf's Schloß des Barons, damit er die für ihn bestimmte Gattin sehe.

Auf seinen häufigen Reisen zu seinem Vater hatte der Oberst Clementinen bereits erblickt; aber Welch ein Unterschied! damals war sie noch ein

Kind und alle ihre Anmuth hatte sich mit den Jahren erst vollends entfaltet.

Als der Graf sie seinem Sohne als seine künftige Gemahlin vorstellte, hatte Clementine ihr achtzehntes Jahr erreicht; sie war reizend, ohne schön zu sein, aber jede ihrer Bewegungen athmete Wonne; ihre großen schwarzen Augen drückten das zärtlichste Schmachten aus und ihr Mund öffnete sich nur, um bezaubernde Töne, welche eine süße Verwirrung in dem Herzen jedes Hörers erregten, vernehmen zu lassen.

Clementinens Charakter straste die Sanftheit ihrer Blicke nicht Lügen: sie war mit allen Tugenden begabt; aber bis zur Uebertreibung gefühlvoll. Diese Empfindsamkeit, wenn sie zu heftig ist, wird häufig das Unglück der Frauen und reißt sie oft weiter fort, als sie selbst eigentlich wollen.

Der Oberst fühlte beim Anblick Clementinens jenen geheimen Zauber, den die Gegenwart einer reizenden Frau hervorbringt, und wünschte sehnlichst, sie bald seine Gattin zu nennen, ohne jedoch jene heftige Leidenschaft für sie zu empfinden, welche im Stande ist, Alles für den Besitz des geliebten Gegenstandes aufzuopfern. — Der Oberst Gramberg, im Lager erzogen, kannte die Liebe nicht, und seine barsche Freimüthigkeit war mehr geeignet einen Freund, als einen Liebhaber aus ihm zu machen; aber stolz auf die Wahl seines Vaters, freute er sich, seine Wünsche mit seiner Pflicht in Einklang bringen zu können.

Als aber der alte Baron Clementinen sagte, daß sie den Oberst Gramberg als ihren künftigen Gemahl zu betrachten habe, erblaßte sie, gerieth in Verwirrung und warf sich ihrem Vater zu Füßen, flehentlich bittend, er möchte sie nicht zwingen, ihn zu verlassen. Der Baron stellte ihr vor, daß sie ihn nicht zu verlassen brauche; daß er fortwährend bei ihr wohnen werde; daß sie überdies eines Beschützers, eines zweiten Vaters bedürfe, der, wenn ihr Vater zu Grabe getragen sein würde, dessen Stelle ersetze, und daß er zu Erfüllung aller dieser Pflichten keinen würdigern Mann finden könne, als den Sohn des Grafen Hermann; kurz, der Baron gab seiner Tochter zu verstehen, auf dieser Ehe beruhe seine schönste Hoffnung, und seine alten Tage verkümmere sie, wenn sie ihm hierin zu gehorchen sich weigere.

Clementine schwieg, suchte ihre Thränen zu verbergen und versprach ihrem Vater, seinen Wünschen zu willfahren.

Indeß erlangte sie von dem Baron wenigstens einen Aufschub, damit sie, wie sie sagte, Zeit habe, ihren künftigen Gemahl kennen zu lernen; darauf wurde beschlossen, daß die Verbindung erst nach Verlauf von drei Monaten statt finden solle.

Woher mochte der Kummer Clementinens bei der Verkündigung ihrer bevorstehenden Vermählung rühren? Wenn der Oberst nicht den sanften und zärtlichen Ton hatte, welchen man bei einem Liebhaber wünscht, so besaß er wenigstens vortreffliche

Eigenschaften; und zu dem hätte sie das Vergnügen, ihrem Vater zu folgen, bewegen sollen, ohne Widerstreben die von diesem vorgeschlagene Ehe einzugehen. Demnach mußte irgend ein geheimer Beweggrund die Ruhe ihrer Seele stören. Dies werden wir ohne Zweifel im folgenden Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel

Clementine.

Unfern dem Schlosse des Barons von Froburg lag auf einem Hügel, von dem aus man die reichen Besitzungen des Vaters unserer Clementine erblickte, eine kleine, mit einem hübschen Gärtchen umgebene Hütte. In diesem bescheidenen Asyle wohnte die Amme der Tochter des Barons. Sie hatte der letztern stets die Zärtlichkeit einer Mutter bewiesen und ihr alle Sorgfalt und Pflege einer solchen angeideihen lassen. Clementine ihrerseits liebte die gute Mariane zärtlich und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne sie zu besuchen.

An einem schönen Frühlingsabend begab sich Clementine auf den Weg nach der Hütte. Das Wetter war nie so schön gewesen; eine sanfte, reine Luft verauschte die Sinne und die untergehende Sonne schien nur mit Widerstreben einen Tag zu beschließen, den sie so schön entfaltet hatte.

Von einem unwiderstehlichen Gefühle hingerissen, vertiefte sich Clementine ins Gehölz, das sie,

um zu Marianens Hütte zu gelangen, durchschneiden mußte. Bald sich müde fühlend, setzte sie sich am Fuße eines Baumes nieder und überließ sich süßen Träumereien, wozu sie das rings um sie her verbreitete Stillschweigen einlud?

So saß sie schon geraume Zeit, als sie ein ziemlich naher Flintenschuß aus ihren Betrachtungen aufschreckte: schnell wandte sie sich um und sah einen jungen Jäger. Beim Anblick Clementinens blieb der Jüngling betroffen stehen, und statt sich wegen der ihr eingejagten Furcht zu entschuldigen, hatte er nur Augen für den reizenden Gegenstand, der sich seinen Blicken darbot.

Clementine gewahrte zuerst das Sonderbare ihrer Lage; sie stand auf und wollte sich entfernen, als der junge Mann auf sie zulief und sie sanft am Arm zurückhielt.

„Wie! mein Fräulein, sollte ich Ihnen Furcht gemacht haben? — Sie nicht, mein Herr, nur Ihre Flinte . . . — Wollen Sie meine Entschuldigung genehmigen? ich hatte Sie nicht bemerkt; denn gewiß, wäre das bald geschehen, so hätte ich unmöglich mehr an die Jagd denken können . . . — Es würde mir leid thun, mein Herr, wenn ich Ihr Vergnügen störte . . . — Ach, mein Fräulein, gerne würde ich jedes andere Vergnügen für das hingeben, welches ich in diesem Augenblick empfinde . . .“

Clementine erröthete; der junge Mann schwieg und sie standen auf's Neue unbeweglich einander gegenüber.

Inzwischen brach die Nacht herein; Clementine machte wieder einige Schritte. — „Sie entfernen sich, mein Fräulein? — Ja, mein Herr, die Nacht kommt und es ist Zeit, in's Schloß zurückzukehren. — Sie bewohnen das Schloß Froburg? — Ja, mein Herr. — Wenn das Fräulein mir erlauben wollte, Sie dorthin zu begleiten? — Nicht nöthig, mein Herr, ich kenne die Wege sehr gut.“ Damit ent schlüpfte Clementine leichten Schritts und ließ den jungen Mann allein, dessen Augen ihr bis zum Saum des Waldes folgten.

Athemlos langte Clementine im Schloß an; zum ersten Male ließ sie einen ganzen Tag verstreichen, ohne ihre gute Amme zu besuchen. Sie vergaß Andere, um nur an die so eben stattgehabte Begegnung zu denken. Umsonst wollte sie diesen unwillkürlichen Gedanken verjagen, unaufhörlich schwebte ihr das Bild des jungen Jägers vor und erfüllte ihre Seele mit noch nie gekannter Unruhe.

Am folgenden Tag begab sie sich zur nämlichen Stunde nach Marianens Hütte. Indes vertiefte sie sich, trotz ihres geheimen Wunsches, mit dem Unbekannten wieder zusammen zu treffen, nicht in's Gehölz, sondern ging gerades Wegs zu ihrer Amme. Nachdem die gute Frau sie über ihr gestriges Ausbleiben gezankt hatte, mußte sie sich zu ihr setzen und ward eingeladen, ihr Mahl, aus Milch und Obst bestehend, zu theilen. Doch war Clementine nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande. Eine geheime Unruhe, ein neues Gefühl bewegten sie.

Ihre gute Amme, welche die Veränderung in ihrem ganzen Wesen wohl bemerkte, fragte sie um die Ursache, und Clementine, die kein Geheimniß für dieselbe hatte, machte sie mit dem gestrigen Zusammentreffen und dem Gegenstand, der sie beschäftigte, bekannt, was sie ihrem Vater nie zu erzählen gewagt hätte: so wahr ist es, daß Sanftmuth und Vertraulichkeit zum Zutrauen hinreißt, während die Ehrfurcht gegen die Eltern öfters die Quelle einer gegen sie beobachteten Zurückhaltung ist.

Mariane, die in diesem Zusammentreffen nur etwas ganz Natürliches fand, ohne die Folgen desselben vorauszusehen, wunderte sich über Clementinens Aufregung. Während sie diesen Gegenstand besprachen, pochte man an der Thüre. Herzklopfen zeigte Clementinen an, daß es ihretwegen geschehe: Mariane öffnete und wirklich trat auch der junge Mann aus dem Wald in die Hütte.

Er lächelte, als er die bald erröthende, bald zitternde Clementine wahrte. Die gute Mariane staunte beide mit offenem Munde an, ungeschlüssig, ob sie schweigen oder reden solle.

Leicht fand der junge Mann einen Vorwand für einen Besuch; er sagte Marianen, daß er gegen Abend, auf der Jagd verirrt, in großer Verlegenheit gewesen sei, worauf er dann die Hütte erblickt habe. Er bat um etwas Milch und Obst, da er seit dem Morgen nichts genossen habe. Sich hierauf an Clementinen wendend, grüßte er sie schüchtern

und sagte, er preise sich glücklich, daß der Zufall ihm ein zweites Mal das Vergnügen, ihr zu begegnen, verschaffe.

Clementine lächelte ebenfalls, denn ein inneres Gefühl schien sie errathen zu lassen, daß nicht der Zufall es sei, der den jungen Jäger hergeführt. Mariane begriff nun, es sei derjenige, der ihrem Fräulein (wie sie Clementine nannte) gestern Abend begegnet war, und sagte ihm, daß er nicht gelegener hätte kommen können und Clementine so eben von ihm gesprochen habe. Zärtlich blickte der junge Mann das erröthende Mädchen an, Mariane aber sah noch immer befremdet auf Beide.

Nach und nach verschwand indes der Zwang, Vertrauen trat an dessen Stelle, und der Jäger froh, Clementinen nicht mehr unbekannt zu sein, theilte den Frauenzimmern mit, daß er ein Franzose sei, d'Ormeville heiße, frühe seiner Eltern beraubt und bei seinem geringen Vermögen in den Militärdienst getreten sei; nachdem er einige Zeit mit den französischen Heeren im Felde gestanden, habe er mit einem seiner Kameraden einen Ehrenhandel gehabt, sich mit ihm geschlagen und seinen Gegner im Zweikampf getödtet. Die Familie desselben sei reich und mächtig, er, d'Ormeville, arm und ohne Protektion, habe sich genöthigt gesehen, zu entfliehen, um dem peinlichen Gericht auszuweichen und sei nach Deutschland gekommen, in der Absicht, die Dienste des Kaisers zu nehmen. Auf dieser Reise habe er einige Zeit in einem dem Schlosse

Frobürg nahegelegenen Dorfe verweilt und gerade, als er sich mit der Jagd unterhalten, die reizende Clementine getroffen.

Die Tochter des Barons fragte mit reger Theilnahme, ob er jetzt in Sicherheit sei. D'Ormeville antwortete, daß er nichts mehr fürchte, seit er sich in Deutschland befinde, und fügte hinzu, sein sehnlichster Wunsch sei jetzt, noch lange in der Gegend zu verweilen, die sie bewohne.

Auf solche Weise ward dies unerwartete Zusammentreffen für Clementine die Quelle mannigfacher Leiden. D'Ormeville erlangte anfangs nur schwer die Erlaubniß, Clementine auf einen Theil des Rückwegs zu begleiten: zwar war Mariane stets bei ihnen: ist aber die Gegenwart eines Dritten hinreichend das Aufkeimen der Liebe zu ersticken?

Clementine fehlte keinen Abend in der Hütte; und D'Ormeville seinerseits war eben so pünktlich. Er fand stets irgend einen Vorwand, dort zugelassen zu werden. Die gute Mariane sah nichts Unrechtes darin, daß zwei so liebenswürdige junge Leute öfters beisammen waren; überdies hatte D'Ormeville durch sein sanftmüthiges und zuvorkommendes Wesen ihre Freundschaft gewonnen und Niemand schickte sich, wie sie sagte, besser mit ihrem Fräulein zusammen.

Unsere jungen Leute hatten sich bald verständigt. Die Augensprache genügte ihnen nicht mehr, und während eines Tages Mariane im Garten war, warf sich D'Ormeville Clementinen zu Füßen und gestand ihr seine Liebe.

Was hätte sie erwidern können, daß er nicht schon wußte? Sie schwuren sich gegenseitig zu, einander anzugehören und ewig zu lieben. Das Geschick indeß, welches nicht immer mit unsern Wünschen übereinstimmt, schien denen der beiden Liebenden entzogen sein zu wollen. Clementine gestand d'Ormeville, daß ihr Vater die Franzosen nicht liebe und nicht leicht seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben werde. D'Ormeville hielt ihr entgegen, daß er in deutsche Dienste trete, und dieser Umstand ihren Vater vielleicht günstiger für ihn stimmen könne. Clementine glaubt es: was man wünscht, glaubt man so leicht!...

Die Zeit verstrich inzwischen und d'Ormeville, der schon bei der Armee hätte sein sollen, konnte sich nicht zur Trennung von Clementinen entschließen. Jeden Abend genoßen unsre Liebenden, mit der guten Mariane, welche voll Freude ihren Reden zuhörte, um einen Tisch sitzend, das süße Vergnügen, welches man im Zusammensein mit dem geliebten Gegenstand empfindet, und gewöhnlich gingen alle drei miteinander bis an die Thüre des Schloßparks, wo Clementine mit dem Versprechen schied, am andern Tage wieder zu kommen.

Als sich jedoch Mariane eines Tages unpaßlich fühlte, konnte sie Clementine auf dem Heimwege nicht begleiten. Es war spät: bei traulichem Liebesfosen hatte man die Stunde vergessen und Clementine durfte nicht allein gehen; sie mußte wohl d'Ormeville's Arm annehmen. Der Abend war prächtig und rief

unsern Liebenden den ersten Tag ihres Zusammen-
treffens zurück. Am Walde standen sie still, tausend
köstliche Gefühle bemächtigten sich ihrer Herzen.
D'Ormeville drückte seine Geliebte in seine Arme;
Clementine gab sich ganz seinen Liebkosungen hin,
und beide vergaßen die Welt und ihre Convenien-
zen, um nur noch an die Liebe zu denken.

Da unglücklicherweise das höchste Vergnügen die
kürzeste Dauer hat, so schwand die Täuschung, die
Sinne wurden wieder ruhiger und Clementine sah
mit Entsetzen den Abgrund, in welchen sie gestürzt
war. Doch d'Ormeville war bei ihr, er stillte ihren
Schmerz, trocknete ihre Thränen, etwas Leichtes
für einen Liebhaber! Clementine lächelte.. Wenn
die Liebe den Genuß überlebt, ist man immer noch
glücklich.

Man mußte sich indeß trennen, und dies war
das Härteste!... Endlich ging Clementine durch
die kleine Pforte des Parks nach Hause; aber wie
sehr zitterte sie, als sie durch die Gemächer des
Schlosses hinslog! Mit welcher Verwirrung redete
sie nicht den Urheber ihrer Tage an! Wenn der
Baron erst zwanzig Jahre gezählt hätte, er hätte
Alles geahnt. Aber unsre Eltern sind nicht mehr,
wie wir, im Alter der Leidenschaften; darum ist
es auch leicht, ihnen die in uns tobenden zu ver-
bergen.

Je mehr indeß unsre Liebenden der Liebe pfleg-
ten, um so weniger dachte d'Ormeville an seine
Abreise, bis ein unerwartetes, aber ganz natür-

liches Ereigniß ihn an seine Pflicht erinnerte: Clementine fühlte sich guter Hoffnung. Diese Nachricht erfüllte d'Ormeville mit Freude, ließ ihn aber doch fühlen, daß es Zeit sei, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Mann kam überein, d'Ormeville solle augenblicklich zur Armee abreisen! eben kam ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich zum Ausbruch; der Augenblick, sich auszuzeichnen, war da. Clementine sollte ihrem Geliebten von allem auf dem Schloß Verfallenden in Kenntniß setzen. Man hoffte, er werde vor der Geburt des unter ihrem Herzen ruhenden Kindes wieder zurückkommen; und dann wollten sich beide Liebenden dem Baron zu Füßen werfen, ihr Vergehen bekennen und seine Verzeihung erlangen.

Nach Feststellung dieses Planes dachte man nur noch an seine Ausführung: d'Ormeville verließ die Geliebte nicht ohne viele Thränen zu vergießen, und Clementine fühlte ihre Sinne schwinden, als sie denjenigen abreisen sah, den sie als ihren Gatten betrachtete.

Viertes Kapitel.

Der Mann, wie es wenige gibt.

Zwei Monate nach d'Ormeville's Abreise kündigte der Baron von Froburg seiner Tochter an,

daß sie den Obersten Framberg als ihren künftigen Gemahl anzusehen habe.

Was konnte Clementine sagen? Sie fürchtete ihren Vater zu sehr, als sie es gewagt hätte, ihm ihren Fehltritt zu gestehen. Wir haben gesehen, daß Alles was sie zu erlangen vermochte, ein Aufschub von drei Monaten war. An dem Busen ihrer guten Amme, in den sie schon lange all ihren Kummer vertrauensvoll niedergelegt hatte, weinte sie sich aus. Die alte Mariane konnte ihr nur zusprechen, Muth zu fassen; aber um das Unglück voll zu machen, empfing Clementinen seit einem Monate von d'Ormeville keine Nachricht mehr. Was mochte ihm begegnet sein? ... War er gefangen? war er auf dem Schlachtfelde gefallen? Alle diese entsetzlichen Gedanken machten ihre Lage nur noch schrecklicher.

Eines Abends waren Graf Hermann und sein Sohn bei dem Baron, da trat Müller herein, seinem Obersten Nachricht über die letzte Schlacht zu bringen.

„ Nun! Müller, sagte der Oberst, was gibt's Neues? — Ha! die Feinde sind tüchtig getlopf worden! ... — Bist du dessen gewiß? — Ja, Herr Oberst, denn der alte Frank, der gerade von der Armee herkommt, hat mir's erzählt. Bomben und Granaden! Er sagt, der Kampf sei hitzig gewesen! ... Der Feind vertheidigte sich wacker; anfangs richtete er große Verheerungen in unsern Reihen an: von der ganzen ersten Schwadron unseres sechsunddreißigsten Husarenregiments ist nicht ein

Einziger davon gekommen. . . — Was sagen Sie? rief Clementine. Wie? nicht einmal die Offiziere? . . . — Ach! mein Gott, nicht Einer! . . . Alles blieb auf dem Platze! . . .“

Clementine hörte nicht weiter, sie sank ohnmächtig nieder: man sprang ihr bei, während Müller, durch die Beschreibung der Schlacht in Feuereifer gerathen, den Unfall nicht bemerkte, welchen er hervorgerufen hatte.

Man trug Clementine in ihr Zimmer, wo sie ihre Sinne nur wieder erlangte, um sich dem heftigsten Schmerze hinzugeben. In der ersten Schwadron des sechsunddreißigsten Husarenregiments diente d'Ormeville, und die eben erhaltene Nachricht in Verbindung mit dem seit lange von ihm beobachteten Stillschweigen überzeugte sie leicht, daß er zu leben aufgehört habe.

Wirklich gelangte auch von dieser Zeit an keine Nachricht von d'Ormeville mehr zu Clementinen, welche ihre Tage in Thränen verlebte, in Gedanken an den, den sie verloren. Mittlerweile verstrich die Zeit: der Clementinen gewährte dreimonatliche Aufschub nahte seinem Ende; auch fühlte sie, daß sie bald Mutter sein werde, und jeder Augenblick vermehrte die Angst ihrer Lage.

Ein Schritt mußte geschehen: Clementine entschloß sich, das letzte ihr übrige Mittel zu versuchen, um wenn nicht Glück, worauf sie seit dem Tode des Geliebten verzichtet hatte, doch wenigstens

Ruhe und Frieden zu genießen, die sie schon lange entbehren gemüßt.

Der Charakter des Obersten Framberg, welchen Clementine schätzen gelernt hatte, gab ihr den Gedanken ein, ihm ihren Fehltritt zu bekennen und sich seiner Großmuth anzuvertrauen. Eines Tages, kurz vor dem zu ihrer Vermählung bestimmten Zeitpunkt, bat sie den Obersten, um eine kurze Unterredung unter vier Augen; gerne willigte dieser darein. Sie begaben sich an einen abgelegenen Ort des Parks und dort theilte ihm Clementine das Geheimniß ihrer Liebe und ihres Unglücks mit.

Der Oberst wurde starr vor Erstaunen, als er von Clementine vernahm, daß sie bald Mutter sein werde,

„Wie? Madame, sagte er zu ihr, Sie, die ich für die allerunschuldigste unter den Frauen gehalten hätte!...“ Er hielt inne: Clementine war purpurroth vor Scham... — „Ach! verzeihen Sie, Madame, setzte er hinzu, die Liebe ist mir unbekannt, und ich weiß nicht, zu welchen Fehlern sie uns hinreißt. Doch sprechen, befehlen Sie! was verlangen Sie von mir? Ihr Zutrauen verdient meine ganze Anhänglichkeit und Achtung, es ist ein Beweis, daß Sie mich schätzen: und ich will Ihnen zeigen, daß wenn der Oberst Framberg nicht ihr Geliebter sein kann, er wenigstens Ihrer Freundschaft würdig ist.

Durch diese Rede ermuthigt, sagte Clementine,

sie überlasse sich ganz seiner Großmuth, ihr Schicksal stehe in seinen Händen.

„Nun wohl! Madame, in diesem Fall wollen wir, wenn es Ihnen genehm ist, nichts an unsern Projekten ändern. Lebte derjenige noch, der Ihre Liebe besaß, so würde ich mich wohl hüten, mich Ihnen als Gatten anzutragen, denn das hieße Sie zu ewiger Reue verdammen wollen; aber er ist nicht mehr, und Sie sind Mutter: Ihr Kind bedarf eines Vaters; ich will diese Stelle bei ihm vertreten, und immer die gleiche Zärtlichkeit für dasselbe haben, als wäre es mein eigenes: — Wie! Oberst, Sie wären bereitwillig, mich zu heirathen? Vergessen Sie, daß Vorurtheile, die Ehre selbst, Ihnen diese Ehe untersagen? ... — Vorurtheile kenne ich nicht; und meine Ehre, Madame, besteht darin, das Unglück zu unterstützen und der Waise Vater zu sein. Unter diesem Titel will ich Ihr Gemahl werden, und wenn man in der Folge mein Benehmen tadelte, kann man mir wenigstens die Genugthuung nicht versagen, als galanter Mann gehandelt zu haben. — Ach! Oberst, wer wäre frech genug, die Handlungsweise eines Mannes zu tadeln, der sich nur im Wohlthun gefällt? — Ueberdies, Madame, da die Schicklichkeit es erfordert, so bürge ich Ihnen dafür, daß das tiefste Geheimniß diese Begebenheit umhüllen soll.“

So endigte die Unterhaltung und acht Tage darauf ward Clementine des Obersten Gattin.

Hätte sie d'Ormeville nicht gekannt, würde sie in dieser Verbindung ihr Glück gefunden haben; aber die Erinnerung an den Angebeteten störte unablässig ihre Ruhe und sie verfiel in düstere Schwermuth, die sie vergebens ihrem Gatten zu verbergen suchte.

Einen Monat nach der Hochzeit starb Graf Hermann; der Oberst weihte dem Gedächtniß seines Vaters die Thränen eines zärtlichen Sohnes und lebte einige Zeit mit seiner Gemahlin in gänzlicher Abgeschiedenheit, wo er Niemand als Müller vor sich ließ. In diesem Zeitraum gebar die Gräfin einen Knaben, der insgeheim unter dem Namen Heinrich d'Ormeville getauft ward, den aber der Oberst erzog und für seinen Sohn ausgab.

Der alte Baron von Froburg, damals auf seinem Schlosse, hatte keine Kunde von diesem Ereigniß, und starb nicht lange nachher ohne die geringste Ahnung von diesem Geheimnisse.

Müller war der einzige, der die Wahrheit durchschaute; aber er behielt seine Betrachtungen für sich und äußerte seine Gedanken gegen den Obersten nicht.

Der junge Heinrich wurde der Abgott seiner Mutter; seine Züge vergegenwärtigten ihr die Züge des von ihr so heiß geliebten Mannes. Wäre Clementine so glücklich gewesen, ihren Sohn zu erziehen, so würde unser junger Held wahrscheinlich ihre sanften und zarten Tugenden geerbt haben,

aber sie starb, noch ehe er sein viertes Jahr erreicht hatte, begleitet von den Thränen und dem Bedauern aller Derer, die sie kannten.

Die Verzweiflung über den Tod seiner Frau nöthigte den Obersten, zur Zerstreung einige Zeit das Schloß zu verlassen. Er beschloß, wieder zur Armee zu gehen; seine Liebe zu dem kleinen Heinrich bewog ihn indesß, diesen in den Händen eines Mannes zurückzulassen, der mit allem Eifer seine Jugend beaufsichtigen und ihm frühe schon die Grundsätze der Tugend einimpfen könne; hiezu erkor er Müller. Er kannte dessen Biederkeit und Aufrichtigkeit, und in der Ueberzeugung, dieser werde seinen Sohn (wie er Heinrich nannte) keinen Augenblick verlassen, schwankte er nicht, ihn zu dessen Lehrer zu bestellen.

Müller wäre wohl ebenso gern seinem Obersten zur Armee gefolgt, als daß er ruhig auf Schloß Framberg verblieb: da aber die Wünsche seines Vorgesetzten Befehle für ihn waren, so schwur er seine Plane treulich zu erfüllen. Der Oberst reiste daher ab, indem er Müller in seiner Abwesenheit den Befehl über das Schloß übergab und ihm einschärfte aus Heinrich einen braven und tugendhaften Mann zu bilden.

Fünftes Kapitel.

Heinrichs Erziehung.

Wir wollen nun sehen, wie Müller die ihm gestellte Aufgabe löste, und welches die Erziehung des kleinen Heinrich war.

Müller fing damit an, seine Wohnung neben der seines Züglings aufzuschlagen; so wie der Tag graute, trat er in Heinrichs Zimmer, zog ihn ungestüm aus dem Bette, kleidete ihn an und nahm ihn zu einem Spaziergang im freien Felde mit, wohl wissend, daß diese Leibesbewegung seinen Zügling stärker und kräftiger mache.

Wieder heimgekehrt nahm man das Frühstück, aus etwas kaltem Fleisch und Wein bestehend, ein; Müller war der Meinung, das taue mehr, als alle Thees und Kaffees in der Welt: vielleicht hatte er nicht Unrecht; aber ich glaube, es war ihm im Grunde auch nicht unlieb, selbst dieses Frühstück benützen zu können. Hierauf trat Müller seinen Zügling, doch nur auf zwei Stunden, einem alten auf dem Schloß wohnenden Magister ab, der beauftragt war, ihn Schreiben und fremde Sprachen zu lehren. Müller empfahl Heinrich unaufhörlich, sich mit dem Studium der Wissenschaften nicht zu sehr den Kopf zu zerbrechen, weil er den Degen gut zu führen für nöthiger hielt, als Latein sprechen zu können: und der junge Mensch,

sich auf Müllers Beistimmung stützend, warf Herrn Bethmann, (so hieß der Lehrer) zuweilen die Bücher ins Gesicht, weil er ihn langweile, und er lieber fechten lernen wollte. Herr Bethmann schrie; aber Müller war entzückt, und ersterer hatte immer Unrecht.

War dieser Unterricht vorüber, so führte Müller den Kleinen in den Hof, setzte ihn auf ein Pferd und ließ das Thier beinahe eine Stunde lang im Hof herumtraben und galoppiren: auch kannte der kleine Heinrich in seinem zehnten Jahre die Pferde besser, als sein Elementarbuch. Nach diesem kleinen Zeitvertreib schied man zu einem andern wichtigeren; man mußte exerciren und die ehrenvolle Handhabung des Säbels lernen. Darin zeichnete sich Müller besonders aus, und wenn er mit seinem Zögling zufrieden war, so belohnte er ihn durch Freisprechung für morgen von jedem Unterricht bei Herrn Bethmann.

Nun setzten sich die Herren zu Tische. Müllers Grundsatz war, hier möglichst lange sitzen zu bleiben und dies war der einzige, worin er mit Herrn Bethmann übereinstimmte, welcher die Ehre theilte, mit den Herren zu speisen, weil Müller gerne Jemand bei sich hatte, der ihm bei Tische die Stange zu halten vermochte, bis sich sein Zögling selbst mit ihm betrinken könnte.

Gewöhnlich waren beide nach Tisch nicht mehr im Stande, irgend etwas zu unternehmen. Herr

Bethmann, der mit Müller rivalisiren wollte, lag stets am Ende des Mahls unter dem Tische; und da Müller nun Niemand mehr zum Disputiren hatte, schloß er am Kamin, seine Pfeife rauchend und ein Kriegslied summend, ein.

Während seine beiden Lehrer im Schlafe lagen, machte Heinrich seine Streiche. Von Niemand mehr beaufsichtigt, rannte er durch Schloß und Garten, hielt im Stalle an, band die Pferde los, stieg ohne Sattel auf und verheerte den Garten, indem er kreuz und quer durch die Gänge und Gemüsebeete ritt, ohne auf das Geschrei des Gärtners zu hören, der in Verzweiflung war, daß er nie seine Pflanzungen zur Reife gedeihen sah.

Eines Tages indeß, entschloß sich der Gärtner, ärgerlich darüber, daß Heinrich jeden Abend seine Arbeit vom Morgen zerstörte, Rache zu nehmen. Nach seinem reiflich überdachten Plane kaufte er einige Schwärmer, brachte sie unten an einem Baume in der großen Allee an, die Heinrich am häufigsten und liebsten verwüstete, und bis zu einem Gebüsch worin er sich verbarg, Lauspulver streuend, erwartete er ruhig seinen Feind, bereit, im Augenblick seines Vorbeikommens anzuzünden, in der Ueberzeugung, das Pferd werde beim Knall der Explosion seinem Reiter auf irgend eine Weise übel mitspielen.

Der Erfolg rechtfertigte alle Erwartungen des Gärtners: sobald Heinrich sah, daß Herr Bethmann unter dem Tische lag und Müller einge-

schlafen war, stürzte er die Treppe hinab, lief in den Stall, band das beste Pferd los und bestieg es mit dem Vorsatz, wie früher die Gartenbeete zusammenzureiten.

Er galoppirte demzufolge auf die unheilvolle Allee zu; aber o unvermuthetes Unglück!... Die Explosion fand Statt: das Pferd bäumt sich und setzt seinen Reiter ab, der ebenfalls durch das plötzliche Knallen zu erschreckt war, als daß er sich hätte fest auf seinem Thiere halten können, und zehn Schritte weit hinausgeschleudert wurde. Die ganze Dienerschaft des Schlosses lief bei dem Geschrei ihres jungen Herrn zusammen, der Gärtner, einer der ersten: auch Müller ward aufgeweckt; erschreckt über das zu seinen Ohren dringende Geschrei wirft er, um schneller Heinrich zu Hülfe zu eilen, die Tafel über Herrn Bethmann zusammen.

Unsern jungen Freund hatte mehr Furcht als Schaden betroffen, einige Quetschungen abgerechnet, war ihm weiter nichts zugestoßen. Indes theilte er, über die Ursache seines Falls befragt, Müllern das Geschehene mit; dieser wüthend, daß man es gewagt, seinem Zögling eine Falle zu legen, schwört, daß, wenn er den Schurken von Thäter entdecke, er ihm die Lust zur Wiederholung benehmen wolle. Sämmtliche Diener be-
theuren ihre Unschuld und man kehrt im Gespräch über diesen Vorfall nach dem Schloß zurück.

Dort hatte sich aber eine andere Ueberraschung

vorbereitet: unten an der Treppe hört Müller einen sonderbaren Lärm aus dem Speisesaal herausdringen, vier Stufen auf einmal nehmend läuft er hinauf und findet Herrn Bethmann sich unter dem Tisch zwischen Flaschen und Schüsseln wälzend und nach Möglichkeit anstrengend, seinen Kopf aus einem Punschnapf herauszuarbeiten. Endlich gelingt es ihm, jedoch nur mit Zurücklassung seiner Perrücke. Als die Stille wieder etwas hergestellt war, ging man auseinander, und begab sich zur Ruhe.

Durch seinen Sturz vom Pferd gezüchtigt, war Heinrich eine Zeitlang etwas friedlicher und begnügte sich damit, im Hofe zu galoppiren. Der Gärtner freute sich im Stillen über den guten Erfolg seiner Kriegslift und sah mit Entzücken seine Gemüse emporschießen.

Nach und nach verwischte sich der Eindruck des Sturzes und Heinrich fing an, den engen Kreis seiner Reitschule langweilig zu finden. Als er endlich wieder geheilt war, schlug er auch den Weg nach dem Garten wieder ein und machte aufs Neue, daß ihn der Gärtner zu allen Teufeln wünschte. Müller, der den Streich mit den Schwärmern nicht vergessen hatte und vor Verlangen brannte, dessen Urheber zu erforschen, faßte bald dringenden Verdacht gegen den Gärtner, dessen wiederholte Klagen seinen Unmuth nicht verkennen ließen. Er beschloß daher unserm Mann aufzupassen und die Gewißheit seiner Vermuthungen

zu erlangen; die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten.

Der Gärtner, müde, zu sehen, daß seine Vorstellungen zu nichts führten, entschloß sich, sein Experiment zu wiederholen, um dem jungen Heinrich seine Reittkünste im Garten völlig zu entleiden; und damit ihn die Lust nicht anwandle, später aufs Neue zu kommen, dachte er, es werde nicht übel sein, wenn er die Dosis verdreifache und die Sache dadurch wirksamer mache.

Wie aber es anstellen? Das wenige Pulver, das er im Schloß hatte austreiben können, war bei der ersten Explosion verbraucht worden. Nach einigem Nachsinnen dachte er, Müller müsse eine mehr als zur Ausführung seines Planes hinreichende Quantität besitzen und er wolle einen Augenblick seiner Abwesenheit benützen, um den Bedarf zu holen.

Es stand auch wirklich nicht lange an, bis Müller herabkam, wo er unsern Mann um das Schloß herumschleichen sah. Müller that, als ob er, ohne etwas zu ahnen, weiterginge; aber nach einigen Schritten kehrte er um und folgte dem Gärtner leise. Dieser nicht ahnend, daß man ihm folge, trat in das Zimmer, nahm die für nöthig erachtete Quantität Pulver und eilte schnell in den Garten zurück, wobei er über den neuen Streich, den er unserem Husarenzögling zu spielen im Begriff war, in den Bart lachte.

Aber Müller hatte Alles gesehen! und da er

den überzeugenden Beweis von der Bosheit des Gärtners erlangt hatte, versprach er sich, glänzende Rache zu nehmen. Nach wohl überlegtem Plane, ließ er den Gärtner Alles rüsten, was seine Explosion recht geräuschvoll machen konnte und harrte mit Ungeduld auf den zur Ausführung seines Projekts bestimmten Augenblick.

Endlich kam dieser von Müller und dem Gärtner so sehulichst gewünschte heran. Nachdem Letzterer sein Kunststück gehörig vorbereitet hatte, versteckte er sich im Gebüsch, von wo aus er die Lunte anzünden wollte. Er wartete nicht lange: der Galopp eines Pferdes ließ sich vernehmen, es kommt näher... Alsbald legt er Feuer an das Lauspulver... Aber o Ueberraschung!... o Verzweiflung!... er selbst wird durch die Gewalt des Pulvers weit weg geschleudert und fällt unter durchdringendem Geschrei auf den Rasen nieder.

Man denkt sich leicht, daß Müller es war, der den Pulverstreifen durch einen andern an den Versteck des Gärtners führenden abgeschnitten und das Gebüsch so mit Pulver unterminirt hatte, daß er ihm die Lust benahm, Andere in die Luft zu sprengen.

Auf dem herbeigaloppirenden Pferde saß Niemand: Müller hatte seinen Zögling von der ihm gelegten Falle benachrichtigt und dadurch vom Erscheinen abgehalten.

„Aha!... Schurke, Du also willst Deinen jun-

gen Herrn in die Luft sprengen, weil es ihm gefällt, Deinen Spinat mit den Füßen seines Pferdes zu bearbeiten!... Dreifache Kanonade! ich weiß nicht, woran es hing, daß ich Dich nicht so hoch wie der Kirchthurm des Dorfes habe springen lassen!... — Aber, Herr Müller!... was ich that, geschah zum Besten des Herrn von Framberg!... Was wird unser Herr sagen, wenn er seinen Garten in diesem Zustande findet!... — Wisse, Schlingel, mein Oberst liebt seinen Sohn mehr, als seine Kohlköpfe, und mag es meinem Zögling gefallen, das ganze Schloß umzukehren, so steht es Dir nicht zu, ein Wort darüber zu sagen.“

Der Gärtner schwieg und hinkte nach seinem Häuschen zurück, indem er alle jungen Leute, Pferde und Husaren zum Teufel wünschte. Müller aber, stolz über das Gelingen seines Planes, feierte seinen Sieg mit dem Glas in der Hand, und diesmal brachte Herr Bethmann die Nacht unter dem Tische zu.

Sechstes Kapitel

Das Pachtthaus und der Heuboden.

Auf solche Weise verging die Jugend unseres Helden und dieser erreichte das Alter von fünfzehn Jahren, indem er fortwährend alle Schloßbewohner neckte und ärgerte. Aber er ritt vor-

trefflich, schlug sich beinahe eben so gut, als sein Lehrer, der bei seinem Schnurrbart schwur, daß ihm sein Zögling Ehre machen werde.

Mit fünfzehn Jahren hatte Heinrich das Ansehen eines Mannes und die Leidenschaften mußten sich bei ihm eben so frühzeitig, als der Körper entwickeln; er war groß, wohlgebaut, von edlen und angenehmen Gesichtszügen, eben so schnell, sich über einen Fehler zu entschuldigen, als leichtsinnig ihn zu begehen; er war außerdem brav, menschlich, gefühlvoll, aber aufbrausend, jähzornig, ungestüm in seinen Wünschen, barsch in seinen Handlungen und kannte keine Gränze, keine Mäßigung. Mit einem solchen Charakter und von Müller geleitet, konnte es nicht fehlen, daß er zu guten und schlimmen Bemerkungen über sich Veranlassung gab.

Der Aufenthalt auf Schloß Framberg fing an, unserem Jüngling sehr langweilig zu werden, da Reiselust und das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, ihn ihm aufloderte. Jeden Tag machte ihm Müller Hoffnung, daß der Oberst eintreffen und sich alsdann seine Lebensweise ändern werde; aber die Zeit verstrich und der Oberst kam nicht.

Heinrich, müde, im Schloßraum umherzureiten, dehnte seit einiger Zeit seine Spaziergänge ins Freie aus und kam nicht bald zurück, als bis Mattigkeit oder Bedürfnis ihn zur Ruhe zwang. Müller, nicht mehr in dem Alter, wo es Vergnügen macht, sich lahm zu rennen, ließ seinen Zög-

ling zuweilen diese fernen Promenaden allein un-
ternehmen, mit dem Beding jedoch, daß er stets
vor Einbruch der Nacht wiederkomme.

Eines Tags war er wie gewöhnlich aufgebro-
chen, aber die Stunde seiner Zurückkunft verstrich,
ohne daß er wieder im Schlosse erschien. Müller,
im Begriff mit Bethmann eine Flasche alten Rhum
zu leeren, gewahrte Anfangs Heinrichs Abwesen-
heit nicht; als indeß die Nacht etwas vorgerückt
war, fragte er, ob der Herr Graf zurück sei,
und man antwortet ihm mit Nein. Nun fing er
an, etwas unruhig zu werden, aber er vermuthete,
Heinrich werde sich weiter, als er zu thun pflegte,
entfernt und nicht vorausgesehen haben, daß ihn
die Nacht, ehe er aufs Schloß gelange, überfallen
würde.

Doch die Zeit verstrich: die Mitternachtsstunde
schlug und Heinrich kam nicht wieder. Da Mül-
ler seiner Ungeduld und der Furcht, es möchte
seinem theuern Zögling irgend ein Unglück zuge-
stoßen sein, nicht mehr Herr werden konnte, ließ
er ein Pferd satteln, schwang sich hinauf und be-
fahl den übrigen Dienern, sogleich auf verschie-
denen Wegen zur Auffuchung ihres jungen Herrn
abzugehen.

Die Nacht war finster: Müller ließ sein Pferd
den ersten besten Weg einschlagen, ermangelte je-
doch nicht, ihm auf eine Weise zuzusehen, daß es
nicht einschlies. Nachdem er ziemlich lange fort-
galoppirt war, ohne auf ein lebendiges Wesen zu

stoßen, sah er endlich in der Entfernung einen kleinen Lichtschimmer: alsbald ritt er darauf zu, in der Hoffnung, hier einmal etwas über den Gegenstand seiner Nachforschungen zu erfahren.

Das von Müller erblickte Licht kam aus einem inmitten der Felder gelegenen Pachtthofe. Müller pochte ungestüm an die Thüre, eine starke Bulldogge läßt sich hören und verbreitet Lärm im ganzen Hause. „Wer klopft so?“ fragt eine rauhe Stimme! im untern Stocke. — „Nun, mach auf, Lämmel, und man wirds Dir sagen. — Um diese Zeit aufmachen? ... ei doch! seht einmal den Pfiffikus, der glaubt, man lasse nur so mir nichts Dir nichts die Diebe herein! ... — Wen nennst Du Dieb? Wisse, Hundsfott, daß Dir ein alter Feldwebel, der Lehrer des Sohns des Obersten Gramberg, die Ehre eines Besuchs erweist. — Ja! ... geh! ich werde mich durch solche Schnurrpfeifereien anführen lassen! ... — he, willst Du öffnen? oder ich haue mit meinem Säbel das Schloß von einander. — Ah! er ist bewaffnet! ... Holla, Cäsar! Castor! herbei, zu Hülfe! packt mir diesen Schurken da! ...“ Mit diesen Worten öffnet der Pächter die Hofthüre und läßt zwei Bulldoggen los, welche über Müller herfallen: dieser wüthend darüber, daß der Bauer nicht mehr Respekt vor seinen Titeln und Aemtern hat, sprengt zu Pferd in den Hof, haut dem ersten ihm in den Weg kommenden Hund mit seinem Säbel den Kopf ab, stürzt nach dem Gemach, worin der Pächter

war, und sucht Denjenigen auf, an er dem seine Rache nehmen will. Dieser aber von Furcht ergriffen, wie er sieht, mit welchem Teufel er es zu thun hat, ergreift die Flucht, um seine Hofknechte und das ganze Haus zu wecken. Müllern kann nichts aufhalten, er rennt eine Treppe hinan, dann eine andere und kommt endlich auf den Heuboden. Die Thüre war verriegelt. Vermuthend, daß sich sein Mann hieher geflüchtet habe, sprengt er sie, tritt ein, schließt wieder fest zu und beschäftigt sich durch Umhertasten mit Untersuchung des Orts.

Die tiefste Stille herrschte hier; indes glaubte Müller beim Umdrehen der Heubündel Jemand athmen zu hören; er geht vorwärts, fühlt sachte ringsumher und bleibt ganz erstaunt, als er unter seiner Hand völlig weibliche Formen fühlt. Er fährt in seinem Betasten fort, man rührt sich nicht; was er befühlt, läßt ihn wohl ahnen, was er nicht sieht; und von der Hitze seines Treibens beseelt, beginnt Müller sich an der Frau des Pächters für den Schimpf zu rächen, den dieser ihm zugesügt.

Wie aber kam die Pächterin hieher statt ruhig in ihrem Bett zu schlafen? . . . Es wird gut sein, dies dem Leser mitzutheilen.

Der Pächter war ein handfester, wohlbeleibter Mann, der seiner Zeit wohl sein Geld werth sein mochte; aber er war nicht mehr jung, und die Pächterin, ein Weib von heiterem Wesen und rüstiger Leibesbeschaffenheit, fand, daß ihr Mann seit einiger Zeit

Originalmanuskript des Herrn von Wolfenbüttel

zu nichts mehr gut war, als die Leitung des Pachtguts zu besorgen; deßhalb hatte sie es passend gefunden, ihm seinen Oberknecht zu adjungiren, einen jungen Kerl, der viel versprach und dem Pächter seine eheliche Funktionen erleichterte.

Zu diesem Behuf begab sie sich alle Abende auf den Heuboden, während sich ihr Mann unten mit seinen Tagesrechnungen beschäftigte, und der Oberknecht seinerseits, fand sich pünktlich ein. Sie waren also beide hier oben und im Feuer ihres Zwiesprachs hatten sie den zwischen Müller und dem Pächter stattgehabten Streit nicht gehört. Erst im Augenblick, wo dieser seine Hunde losließ, machte der Knecht seiner Gefährtin bemerklich, daß unten etwas vorgehe. Die Pächterin war der Meinung, man solle wegen solcher Kleinigkeit sich nicht stören lassen; aber der junge Mensch hatte keine Lust, von seinem Vorgesetzten überrascht zu werden, ließ seine Schöne allein, um zu sehen, was es gebe. Es scheint, daß Müller sich nachdrücklich rächte, und die Pächterin Vergnügen daran fand, für ihren Mann zu leiden, denn unser Husar war noch weiter im Begriff seinen Zorn auszulassen, als das Geräusch mehrerer Männertritte von der Treppe her die Aufmerksamkeit der Pächterin, welche mit ihrer Nacht ziemlich zufrieden sein durfte, erregte. „Da ist er,“ sagte der Pächter zu seinen Knechten, „ich weiß gewiß!... Großhanns halte Deine Heugabel vor; und Du Peter packst ihn mitten um den Leib.“

Aber Peter, der in Frage stehende Knecht, befürchtete, man möchte die Pächterin auf dem Boden finden; er versicherte daher seinen Herrn, der Dieb sei nicht da, er habe ihn in den Keller springen sehen. „Einerlei,“ entgegnete der Pächter, der den Tod seines Hundes auf dem Herzen hatte, „laßt uns immerhin eintreten, und wenn er nicht da ist, können wir nachher noch ebenso gut anderwärts suchen.“ Damit hob er an mit Heugabel und Besen an der Thüre zu wettern. Die Pächterin, die Stimme ihres Manns erkennend, forderte Müller, für welchen sie die zärtlichste Theilnahme hegte, auf, er solle sich unvorzüglich retten, wenn er nicht von ihrem Mann erwürgt werden wolle. Müller, dessen Sinne durch die genomene Rache etwas abgekühlt waren, wünschte nichts weiter, als zu entkommen, da er mit Recht dachte, daß er mit all seiner Tapferkeit nichts gegen die zu bekämpfende Ueberzahl vermöge; aber wo hinaus? Der Heuboden hatte keinen andern Ausgang als die bereits besagte Thüre und ein auf den Hof gehendes Fenster: hinauspringen hieß einer Gefahr ausweichen, um in eine andere zu fallen; sich unter den Heubündeln verbergen ebenso; man würde nicht ermangeln, sie zu durchsuchen: was also thun? . . . Sich aus dieser Sache zu ziehen, brauchte man Geistesgegenwart: die Pächterin fand das Mittel.

„Ei wie! . . .“ rief sie aus, „Mann Du bist da! . . . — Schaut beim Teufel! das ist Catharine!

Was machst denn Du hier? — Pok Henker, das ist ganz einfach, als ich den Spektakel drunten hörte, hab' ich mich aus Furcht vor den Dieben auf den Heuboden geflüchtet... — Der Schurke, den wir suchen, ist also nicht da? — Pok Welten, wäre ich so ruhig geblieben, wenn er hier wäre, ja freilich!... Aber warte, ich will Dir aufmachen, dann siehst Du selbst...“

Hiemit ließ sie Müller sich verstecken und öffnete die Thüre. „Meine Seel, es ist ganz unnöthig, daß ich herumsehe, weil Du da warst!... — Wenn ich Euch sage, Herr, daß ich ihn habe nach dem Keller springen sehen, fiel Peter ein. — Nun gut! meine Kinder, wir wollen alle hinab, ich nehme meinen Stutzen und, beim Teufel! er soll eine schlechte Viertelstunde haben!“ Nach diesen Worten ging der ganze Tref die Treppe hinab, um den Keller zu durchsuchen; und Müller der hinter ihnen her schlich, gewann den Hof, fand dort sein Pferd, schwang sich hinauf und sprengte in sausendem Gallopp davon.

Da der Tag zu grauen begann, dachte Müller, er werde wohl daran thun, wenn er aufs Schloß zurückreite, um nachzusehen, ob Heinrich während seiner Abwesenheit nicht zurückgekehrt sei. Bereits erkannte er in der Entfernung die Thürme des Schlosses Gramberg, als er Pferdegetrappel vernahm; er stand still, blickte um sich und sah Heinrich ganz ruhig auf seinen Lehrer zutragen.

„Ah: da seid Ihr doch einmal, mein Herr!...“

endlich finde ich Euch wieder... Das ist meiner Treue eine saubere Stunde zum Nachhausekommen! Und Du selbst, lieber Müller, woher kommst denn Du?... Ha! ha! ha!... wie Du aussiehst!... Wohin bist Du gerathen, Freund, daß man Dich in solchen Zustand versetzte?" Müller, der noch keine Zeit gehabt hatte, sich wieder in Ordnung zu bringen, war wirklich vom Kopf bis zu Fuß mit Heu überzogen.

„Woher ich komme, mein Herr? Donnerwetter! Ihr seid Schuld, daß ich, Euch nachteilend in schöne Geschichten gerathen bin; ich brach in ein Haus ein, tödtete die Hunde, prügelte den Pächter und... kurz einen Augenblick später wäre ich erwürgt worden ohne das Mitleid einer Frau, die mich allem Anschein nach für zu jung zum Sterben hielt und mir die Mittel zum Entkommen verschaffte. — Ach! mein guter Müller! wie leid thut mirs, daß ich daran Schuld bin!... Aber warum sehtest Du Dir auch in den Kopf, mir nachzurennen? Ich bin kein Kind mehr und groß genug zum Alleingehen. — Ho! ho! welch stolzer Mann!... ich möchte wohl auch wissen, wie Ihr Euch an meiner Stelle aus der Patsche gezogen hättet!... doch darum handelt's sich jetzt nicht. Hoffentlich werdet Ihr mir jetzt sagen, junger Herr, was Ihr seit gestern gemacht habt? — Ja, mein Freund, Du sollst Alles erfahren und selbst sehen, daß ich nicht Unrecht hatte. — Daran zweifle ich sehr. Doch gleichviel, spricht! — Du magst

also wissen, daß, nachdem ich lange Zeit im Freien umhergestreift war, ich fern vom Schlosse von der Nacht überfallen wurde; ungewiß des einzuschlagenden Weges, wendete ich mich an einen Bauern, durch den ich erfuhr, daß ich nur noch zwei Stunden von Offenburg entfernt sei. Demnach hatte ich mehr als sechs Stunden zurückgelegt. Kehrete ich um, so konnte ich mich verirren, ich hielt es für klüger, die Nacht in der Stadt zuzubringen. Der Bauer zeigte mir den Weg dahin. Aber noch hatte ich keine Viertelstunde gemacht, als ich ein kleines Haus von einfachem, doch angenehmem Aeußern erblickte; ich komme näher; o Ueberraschung! . . . melodische Töne schlugen an mein Ohr; eine Göttermusik läßt sich vernehmen, gegen eine Stunde bleibe ich unbeweglich vor dieser Wohnung, einer Stimme lauschend, die bis in mein Herz drang! — Ah! Teufel! — Durch Neugier, oder vielmehr ein geheimes mich beherrschendes Gefühl getrieben, beschloß ich endlich die Personen kennen zu lernen, welche so süße Empfindungen in meinem Herzen erregte! . . . Ich klopfe, eine alte Dienerin öffnet mir; ich verlange die Herrin des Hauses zu sprechen; sie führt mich in einen kleinen Salon; eine Dame von reifem Alter war mit Lesen beschäftigt und neben ihr . . . ach! mein Freund! . . . wie vermöchte ich das Vollkommenste zu schildern, was der Erdkreis umschließt! . . . das Schönste, was die Natur hervorgebracht, kurz einen Engel! . . . — Und dieser Engel

musicirte? — Ja, mein Freund; die Person, die ich gehört, war es. Bei meiner Annäherung schwieg sie; die ältliche Dame stand auf und fragte mich, was ihr die Ehre meines Besuchs verschaffe. Ich nannte meinen Namen und erzählte, wie ich unvermerkt vom Wege abgekommen sei. Beim Namen des Grafen von Framberg sah ich ein wohlwollendes Lächeln ihre Züge beleben. — Beim Henker! das glaub ich wohl! — Sie machte mir das Anerbieten, den Anbruch des Tages in ihrem Hause abzuwarten. Ich drückte ihr meine Befürchtung aus, sie zu beunruhigen. — Und doch bleibt Ihr? — Gewiß!... Ich nahm neben den Damen Platz; bald ward das Gespräch im Gang; die junge Person schien schüchtern und zurückhaltend; aber die ältere, etwas geschwätige Dame theilte mir mit, daß sie seit etwa zwölf Jahren dieses Häuschen bewohnen, Niemand bei sich sähen, weil der Vater Paulinens (der Name des jungen Frauenzimmers) die Gesellschaft nicht liebe; daß derselbe wichtiger Angelegenheiten halber seit einiger Zeit abwesend sei, und sie mit Ungeduld auf seine Rückkehr harrten, welche sie belehren solle, ob der Zweck seiner Reise erfüllt sei. — O! o! welche Geheimnißkrämerei!... Endlich? — Endlich, mein Freund, verging die Nacht unter solchem Gespräch. So wie ich sah, daß der Tag graute, erhob ich mich, und bat die Damen um Entschuldigung, daß ich sie so lange hingerhalten habe... — Weiter? — Ich bat um die Erlaubniß, sie

zuweilen in ihrer Einsamkeit stören zu dürfen; anfangs machte die gute Frau einige Schwierigkeiten... — Ihr hättet derselben sagen sollen, daß Ihr mein Bögling seid. — Am Ende aber willigte sie ein, mich manchmal zu empfangen, damit ich die Einsamkeit ihrer theuren Pauline etwas erheitere, und weil sie dachte, der Sohn des Obersten Gramberg werde dieses Vorzugs würdig sein. Meine Freude war unbeschreiblich! Der jungen Person schien der Entschluß ihrer Pflegmutter nicht unangenehm zu sein, und ich schied mit der Hoffnung, diejenige bald wieder zu sehen, welche von nun an all meine Gedanken erfüllen wird!... — Sehr schön mein Herr; da wäret Ihr also nun verliebt mit sechszehn Jahren!... — O! für das Leben, Müller!... — Ihr habt die Weisheitslehren, die ich Euch gab, sauber benützt!... Glaubt mir, laßt Eure neue Leidenschaft fahren, die Euch vielmehr zu ezlichen Dummheiten verleiten wird, wenn ich nicht Acht darauf habe... — Denke nicht daran, Müller, daß ich dieses anbetungswürdige Fräulein vergesse, für das ich jetzt schon mein Leben hingäbe!... Du hast also nie geliebt? — Verzeihung, mein Herr; ich liebte den Ruhm, den Wein und die Weiber; die letzteren indeß stets nur mit Mäßigung, und ich war immer bemüht, jenen heftigen Leidenschaften auszuweichen, die uns von unsern Pflichten abziehen, uns das Leben eines Don Quixote führen lassen und das Ansehen eines Dummkopfs geben!... Glaubt mir, nur auf diese

Paul de Koa. IX.

Weise ist man glücklich und nicht, wenn man sich den Kopf mit Trugbildern füllt, die nie zur Wirklichkeit werden!... — Trotz aller Deiner schönen Reden und Deiner Moral, die mir sonst sehr wichtig ist, werde ich doch nicht von dem Glauben lassen, lieber Müller, daß die wahre Liebe das einzige Glück auf Erden ist; und was liegt mir daran, ob es ein Traumbild? wenn es uns nur glücklich macht! — Nun, ich sehe wohl, ich würde Euch umsonst zurechtweisen und verzichte darauf; doch wünschte ich mindestens, daß der Gegenstand Eures Liebeschwinds desselben würdig wäre und Ihr Euch nicht wie ein Neuling in der Liebe einer Abenteuererin in die Arme würfet!... — Ha, Müller, hüte Dich, die zu beschimpfen, die ich liebe! — Aber wißt Ihr auch nur den Namen ihres Vaters? — Gewiß; er heißt Christiern. — Christiern! Diesen Namen da hab ich nie auf dem Schlachtfeld gehört!... — Und doch ist er Soldat. — Soldat! sehr glücklich. — Du siehst also, es sind Damen... — Ich sehe... ich sehe, daß wir hier am Schlosse sind und es Zeit ist, sich ins Bett zu legen, wahrlich, mein Herr, Ihr laßt mich da ein hübsches Leben führen!... Ein Feldwebel sich ins Bett legen, wenn Jedermann aufsteht!... — Wer hindert Dich, aufzubleiben? — Ich bin kreuzlahm, weil ich die ganze Nacht hindurch umhergaloppirte! — Und vielleicht auch, weil Du so viel auf dem Heu herumgerutscht bist," setzte Heinrich lächelnd hinzu.

Hier biß sich Müller in die Lippen und ging nach seinem Zimmer, aus Furcht, die Reihe, Lehren zu geben, möchte an seinem Zögling sein.

Sibentes Kapitel.

Empfang des Obersten.

Während der sechs auf Heinrichs Abenteuer folgenden Monate, begab sich dieser täglich nach dem Hause seiner Schönen, die Vorstellungen Müllers und die Anstrengung dieser fortwährenden Ritte nicht achtend.

Eines Tags indeß war Müller sehr erstaunt, als er Heinrich bei seinem Aufstehen noch im Schlosse fand. „Ei der Tausend! Ihr seid nicht fort? Nein, Müller, und ich bleibe. Bah! hat Euch Eure Dulcinea schon einige Streiche nach ihrer Weise gespielt? — Meine Pauline ist unfähig, sich zu ändern! — Sie hat Euch also gesagt, daß sie Euch liebe? — Glaubst Du, daß seit der sechs Monate, die ich sie sehe, unsre Herzen sich nicht verstanden, unsre Augen sich nicht ausgedrückt haben? . . . — O! ich sehe wohl, es ist ein Frauenzimmer, das den Dienst versteht! — Wenn ich diesen Morgen nicht zu ihr gegangen bin, so liegt dies daran, daß die gute Madame Reinhard (der Name derer, die Mutterstelle bei ihr vertritt) mich benachrichtigte, der Vater meiner

Pauline könne von einem Augenblick zum andern eintreffen, und er möchte, ehe er von dem Anfange unserer Bekanntschaft unterrichtet sei, meine Besuche übel aufnehmen. — So wäret Ihr also von Eurer Schönen für lange Zeit getrennt. — Für lange Zeit! . . . o! ich hoffe wohl, mich ihrem Vater in einigen Tagen vorstellen zu können; er wird mich sehen, mich lieben und . . . — Und wenn er ein vernünftiger Mann ist, Euch zum Hause hinauswerfen. Wahrhaftig, Müller, Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit Deinen Betrachtungen. — Ah! ich bin eben nicht verliebt und sage, was ich denke.“

Nach Verfluß von vierzehn Tagen konnte Heinrich seine Ungeduld nicht mehr zügeln und beschloß daher, nach der Wohnung seiner Geliebten zu eilen; dießmal wollte Müller seinen Zögling begleiten, denn es war ihm sehr gelegen, den Vater des Fräuleins zu sehen und zugleich den Gegenstand von Heinrichs Liebe kennen zu lernen. Heinrich wäre lieber allein gegangen, Müller aber hielt ihm entgegen, daß es schicklicher sei, wenn er ihn begleite und daß, wenn Paulinens Vater ein braver Soldat sei, ihm der Anblick eines alten Feldwebels mehr Vertrauen einflößen würde, als der eines jungen Leichtfußes. Sie ritten daher beide miteinander. Vom dem Verlangen, seine Schöne zu sehen, angespornt, sprengte Heinrich im saufenden Galopp; vergebens schrie ihm Müller zu, daß er

ihm nicht folgen könne; für unsern jungen Mann war dieß ein Grund weiter, nicht anzuhalten.

Endlich erblickten sie das so sehnlich herbeigewünschte Haus. Heinrich ist bald vom Pferde; Müller betrachtet die unansehnliche Wohnung genauer und schüttelt unzufrieden den Kopf. Heinrich klopft an. Einige Minuten vergehen, bis eine alte Frau unter der Thüre erscheint, in welcher jedoch Heinrich nicht mehr die Dienerin erkennt, die er sonst zu sehen gewohnt war, zitternd fragt er: „Herr Christiern? — Seit acht Tagen wohnt er nicht mehr hier, mein Herr. — Großer Gott! und seine Tochter? und Madame Reinhard? — Die Tochter folgte ihrem Vater und Madame Reinhard hat sie begleitet.“ Wie vom Donner gerührt, steht Heinrich bei dieser Nachricht; Müller bricht in lautes Lachen aus.

„Ha! ha! ha! tausend Bomben! es freut mich sehr, daß Ihr Eure schöne Unbekannte los seid . . . — Nein, und wäre sie am Ende der Welt, ich müßte sie auffinden!“ ruft Heinrich aus, und fängt an, die gute Frau über die Abreise des Herrn Christiern auszufragen; aber er kann nichts weiter von ihr erfahren, als daß die drei früheren Bewohner des Hauses abgezogen seien, ohne Grund oder Ziel ihrer Reise anzugeben, und daß die jetzige Hausbewohnerin ihre Vorgänger gar nicht kenne. Mit diesen Worten schließt die alte wieder und läßt unsre Wanderer auf der Heerstraße stehen.

In seiner Verzweiflung will Heinrich nach Offen-

burg reiten, die Umgegend durchstreifen, Alles aufbieten, um seine Schöne wieder zu finden; aber Müller versteht sich nicht dazu, sondern zwingt ihn den Weg nach dem Schlosse wieder mit ihm einzuschlagen.

Hier befanden sie sich seit einigen Tagen, Heinrich von nichts als Reisen und Entführungen träumend, Müller sich zur Entwicklung dieses Liebeshandels Glück wünschend, als sie vernahmen, der Oberst Framberg werde in kurzem wieder auf dem Schlosse zurück sein.

Müller kennt sich nicht vor Freude. Er soll seinen Obersten, seinen Wohlthäter wieder sehen! Alles wird in Bewegung gesetzt, damit der Graf auf seinen Besitzungen mit der schuldigen Ehrfurcht empfangen werde.

Alle seine Vasallen greifen zu den Waffen, Müller exercirt sie vom Morgen bis zum Abend, ordnet Gefechte, Evolutionen an. Selbst Herr Bethmann, der seit einiger Zeit zu nichts mehr gut war, als sich zu betrinken, Herr Bethmann war genöthigt die Muskete zu tragen, am Exercitium Theil zu nehmen und zweimal täglich auf den Wällen des Schlosses Wache zu stehen, was ihm übrigens von Anfang an sehr mißfiel; doch Müller dachte, dieß sei die beste Weise, etwas aus ihm zu machen.

Heinrich vergißt einen Augenblick diejenige, die ihm im Kopfe spukt, und die Ankunft seines Vaters, den er so lange nicht mehr gesehen, beschäf-

tigte alle seine Geisteskräfte; er theilt Müllers Thätigkeit und harret voll Ungeduld des Augenblicks, an dem er seinen Vater in die Arme drücken soll. Endlich kommt sie, die ersehnte Stunde. Herr Bethmann, gerade auf der Wache, erblickt den Wagen des Obersten von ferne. Müllers Befehl zufolge feuert er als Signal von dessen Ankunft seine Flinte ab, fällt aber aus Schrecken über den Knall des Schusses zu Boden.

Bald ist alles im Schloß in Bewegung; Müller löst eiligst die Schildwache ab; läßt die Zugbrücke nieder, und stellt die Bauern zu beiden Seiten des Thores in Schlachtordnung auf. Er schärft ihnen ein, alle zu gleicher Zeit loszufeuern, so wie sie den Wagen des Obersten ins Schloß einfahren sehen und Herr Bethmann geht durch und in den Keller, um diesen furchtbaren Knall nicht zu hören, aber Müller, der ihn nicht aus den Augen läßt, läuft ihm nach, und zwingt ihn wieder in die Reihen einzutreten, indem er ihm ein altes Gewehr gibt, das nach seiner Versicherung weit weniger Lärm macht, als das andere.

Endlich hört man Pferdegetrappel, der Wagen fährt über die Zugbrücke, Müller gibt das Signal: alle Bauern schießen zu gleicher Zeit. Bethmann, erschreckt oder elektrisirt durch diese plötzliche Salve, versucht ein Gleiches zu thun; aber die Flinte, die seit langer Zeit nicht gedient hatte, plakt und schlägt Herrn Bethmann ins Gesicht, der sich heulend vor den Pferden auf dem Boden wälzt.

Diese, durch das Geschrei des Lehrers schein gemacht, fangen an die Kreuz und Quer im Hof herum zu rennen, die Vasallen des Obersten auseinander treibend; Müller schreit aus vollem Halse, seine Truppen wieder zu sammeln, Heinrich läuft hinter den Pferden her, welche durch diesen Lärm aufgeregt, nur um so ärger galoppiren und erst vor einer Pfütze anhalten, in welche sie den Wagen werfen, der im Fallen ein habes Duzend Enten erdrückt.

Nach vieler Mühe wurden die Pferde zum Stehen gebracht und Heinrich springt seinem Vater bei, der in die Pfütze gerollt war, glücklicherweise aber keinen andern Schaden genommen hatte, als daß seine Staatsuniform mit Roth bedeckt war und sich eine bei ihm Schutz suchende Gans an sein Hintertheil angehängt hatte.

Während man sich bemühte, das Thier, welches die Hosen nicht loslassen wollte, wegzunehmen, trat Müller mit bestürzter Miene vor. „Ach! mein Oberst!... werden Sie mir gütigst verzeihen... wenn der Empfang, den ich Ihnen bereitete, seine Wirkung verfehlte?... — Macht nichts, mein lieber Müller, Deine Absicht war gut und das ist mir genug. — Der verfluchte Bethmann ist daran Schuld, Oberst!... — Ich brauche weiter nichts als meine Kleider zu wechseln. — Und er hat nichts als ein Auge verloren, mein Oberst. — Wo ist aber mein Sohn!... Mein Heinrich komm doch in meine Arme!...“ Der junge Mann stürzte sich

dem Obersten in die Arme, der ihn mit tiefem, innigem Gefühle anblickt, wobei er ausruft: „Sie ist es!... meine Clementine!... Und er drückte ihn zärtlich an sein Herz. Heinrich seinerseits fühlte in seiner Seele die tiefe Empfindung der Ehrfurcht und Dankbarkeit entstehen, welche er demjenigen schuldig war, den er als seinen Vater betrachtete.

Nach einigen der Herzensergießung geschenkten Augenblicken dachte der Oberst, er werde nicht übel daran thun, sich umzukleiden; er forderte Heinrich auf, nachzusehen, ob im Schloß Alles wieder in seine Ordnung zurückgekehrt sei, und gab Müller ein Zeichen, ihm ihn sein Gemach zu folgen.

„Nun denn! lieber Müller, begann der Oberst als sie allein waren, es sind nun beinahe zwölf Jahre her, daß ich Dir meinen theuren Heinrich anvertraute. Wie hast Du diese Zeit zugebracht, Du, dem ich's besonders zur Aufgabe machte, das Herz meines Sohnes zu bilden, während ich sie dazu verwandte, in der Welt umherzuirren, die Feinde zu schlagen, kurz mich von der nagenden Erinnerung über den Verlust einer Frau zu zerstreuen, welche meine Thränen und mein Leid so sehr verdiente? Du hast mir noch keine Rechenschaft ablegen können über deine Bemühungen, Deine Sorgfalt und über deine Weise, aus Heinrich einen Mann zu machen, über den ich nie zu erröthen habe: sag, ist es Dir gelungen? — Ja,

mein Oberst, und wacker gelungen, dessen rühme ich mich. Ah! der junge Mann ist ein Teufel, der seine Streiche machen wird!... — Wie!... — Das heißt, mein Oberst, er wird von sich sprechen machen: erstlich ist er brav, dafür stehe ich!... und er schlägt sich! Ich hoffe, Sie werden es selbst sehen, und mir Ihr Compliment darüber machen. — Ferner? — Ferner ist er menschlich, großmüthig, gefühlvoll! O, und im letztern Punkte!... — Ich sehe, er wird alle Tugenden seiner Mutter besitzen. — O! ja, mein Oberst, nur fürchte ich sein Gefühl möchte ihn zu weit führen!... — Was willst Du damit sagen? — Ei, das heißt der junge Mann wird verdammt viel Geschmack am andern Geschlecht finden!... — Du glaubst? — Zum Henker; ob ich es glaube..." Hier hielt Müller inne, denn er erinnerte sich an sein gegebenes Versprechen, dem Oberst Heinrichs Abenteuer mit seiner Schönen geheim zu halten.

„Du bist also völlig mit meinem Sohne zufrieden, Müller? — Ja, mein Oberst, sehr zufrieden; er ist ein Bögling, der mir eines Tags Ehre machen wird, dessen bin ich gewiß. Nicht, als ob er nicht auch einige kleine Fehler hätte... Erstlich ist er heftig, ungeduldig, aufbrausend... Ho! ho! das hattest Du mir nicht gesagt! — Seien Sie jedoch ruhig, mein Oberst, diese Fehler vergehen mit dem Alter, und wenn das Herz gut ist, gibt es stets ein Heilmittel, und das seinige ist so... ja! dafür stehe ich, so gut, als das Ihrige mein

Oberst! . . . Er wäre würdig, Ihr Sohn zu sein . . .
 — Was sagst Du Müller? rief der Oberst lebhaft. Müller war verwirrt, kratzte sich hinterm Ohr und bemerkte, daß er eine Dummheit gesagt hatte; er faßte sich indes und antwortete: „Meiner Treu, Oberst, weil das Wort einmal heraus ist, so werde ich nicht suchen, es zurückzunehmen; sehen Sie, ich kann mich überdies nicht verstellen und gestehe, daß es mich hart ankam, etwas Heimliches vor Ihnen zu haben, mein Oberst! — Nun wohl, Müller! weil Du das Geheimniß von Heinrichs Geburt kennst, will ich mich gegen Dich nicht länger verstellen; überdies werden mich Zufall oder Umstände vielleicht eines Tags zwingen, ihm Alles zu sagen; und wenn ich sterben sollte, ehe ich ihm dieses Dunkel aufgehellt, wäre es mir nicht unlieb, auch einen andern in dasselbe eingeweiht zu sehen. Bedenke aber wohl, Müller, nie eine Silbe von dem, was ich dir sage, gegen irgend Jemand verlauten zu lassen, ohne durch die dringenden Umstände dazu genöthigt zu sein, oder ohne Befehl von meiner Seite! . . . — Seien Sie ohne Sorgen, Oberst, ich gebe mein Wort darauf; Sie kennen mich und wissen, Müller ist unfähig seinen Schwur zu brechen. Der Oberst Framberg unterrichtete nun Müller von allem, was Heinrichs Geburt betraf, so wie von dem wahren Namen seines Vaters, wie Clementine ihn angegeben.

Mehre Monate verstrichen. Oberst Framberg liebte Heinrich wie seinen Sohn; aber er gewährte

inzwischen, daß Müllers Zögling gar nicht so vollkommen sei, als dieser ihm gesagt hatte, dessenungeachtet war Heinrich im Schloß viel gesetzter, seit der Oberst wieder hier residirte.

Eines Tages ließ Graf Framberg Heinrich in sein Gemach kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein lieber Sohn, Du trittst nun in ein Alter, wo der Aufenthalt in einem nur von Deinem Vater bewohnten Schlosse dir nicht mehr genügend ist. Du zählst indeß nur siebzehn Jahre, hast aber doch das Aussehen eines Mannes und ich glaube, Dich Dir selbst für einige Zeit ohne Gefahr überlassen zu können. — Wie, mein Vater? rief Heinrich. — Ja, mein Freund, das heißt Du sollst reisen, die Welt kennen lernen. Ich ging im fünfzehnten Jahre zur Armee ab!... Du siehst daraus, ich war jünger als Du. — Sie schicken mich also zur Armee, Vater? — Nein, lieber Heinrich, da Du, Müllers Erziehung ungeachtet, keinen entschiedenen Hang für die militärische Laufbahn zu haben scheinst, so wollen wir warten, bis Dir selbst der Wunsch dazu kommt. Aber Du sollst Deine Jugend nicht in diesem Schloß zubringen; Du magst reisen, die Welt durchstreifen; das wird Dich vollends ausbilden. — Und Sie mein Vater? — Ich, mein Freund, ich fange an, in ein Alter zu kommen, wo man die Ruhe allen Vergnügungen vorzieht, ich bleibe daher in diesem Schloß und warte ruhig Deine Heimkehr ab, in der Ueberzeugung, Deine Aufführung in der Ferne werde von

der Art sein, daß ich nicht genöthigt bin, Dich zu holen. — Ach! mein Vater! seien Sie versichert, ich werde ihre Lehren nie vergessen. — Dann ist die Sache abgemacht: in acht Tagen kannst Du abreisen. Ich hätte sehr gewünscht, Müller möchte Dich auf Deinen Reisen begleiten, allein dieser gute Husar, von dem ich so lange getrennt war, wird die einzige Person sein, welche unterdessen meine Einsamkeit theilt; überdies wird auch ihm die Ruhe zum Bedürfnis, und er soll daher bei mir bleiben. Du nimmst Frank, des Gärtners Sohn, als Bedienten mit; er kam mir verständig vor: ich glaube, Du wirst mit ihm zufrieden sein."

Erfreut über seines Vaters Entschluß, traf Heinrich alle Zurüstungen zu seiner Reise. Das Andenken an seine theure Pauline hatte sich nie aus seinem Gedächtnis verwischt, und er hoffte, er werde im Lauf seiner Reise erfahren können, was aus ihr geworden sei.

Der Tag der Abreise erschien, Heinrich verließ Schloß Gramberg in Franks Begleitung und reichlich mit dem nöthigen Gelde versehen. Der Oberst weinte, wie er seinen Heinrich von ihm scheiden sah, und selbst Müller fühlte einige Thränen, bei der Trennung von dem, dessen Jugend er gebildet hatte und für den er sein Leben eingesetzt hätte, seine Wangen benetzen.

Achtzehn Monate lang gab Heinrich ziemlich regelmäßig Nachricht von sich; nach Verfluß dieser

Zeit aber blieben die Briefe aus. Der Oberst und Müller, beide über dieses Stillschweigen gleich sehr beunruhigt, wußten nicht, was sie daraus folgern sollten. Endlich entschloß sich der Oberst, Erkundigungen über die Aufführung seines Sohnes einzuziehen und er vernahm, daß dieselbe nicht so exemplarisch gewesen sei, als er so gerne geglaubt hatte, und daß sich der junge Mann seinen Leidenschaften schrankenlos überlasse. Anfangs nahm Müller Partei für seinen Zögling und suchte ihn bei dem Obersten dadurch zu entschuldigen, daß er diesem wiederholte, wie die Jugend austoben müsse, und daß er als Jüngling noch ganz andere Streiche gemacht habe. Am Ende des jedesmaligen Streitens war der Oberst stets besänftigt: bald aber machte eine wichtigere Nachricht Müllers Reden ein Ende: man theilte dem Obersten mit, sein Sohn befinde sich mit einer jungen, unbekanntem Person, die er zu heirathen im Begriff stehe, in Straßburg. Da dachte der Oberst seine Pflicht erheische, dieser Unbesonnenheit Heinrichs zuvorzukommen, und er entschloß sich mit Müller nach Straßburg zu eilen.

„Ha! dieser junge Mensch hat den Teufel im Leib mit seinen Weibsleuten! . . . rief Müller unterwegs aus. Ich habe ihm gesagt, das werde ihn zu dummen Streichen verleiten! . . . Aber Mohrensapperment; eher hätte ich eine Kanonenkugel gerührt, als ihm Vernunft beigebracht! . . .“

Der Oberst gab keine Antwort, aber er fing zu glauben an, Müller sei geschickter, sich mit dem Feind zu messen, als die Erziehung eines jungen Menschen zu leiten.

Endlich kamen sie nach Straßburg, wo sie erfuhren, daß Heinrich vor Kurzem nach Paris abgereist sei. Unverweilt schlug der Oberst mit Müller den Weg nach der Hauptstadt ein; und in Paris angelangt, erhielten sie die Nachricht, Heinrich sei am Vorabend wieder nach Straßburg zurückgekehrt.

„So reisen wir auch wieder nach Straßburg, sprach der Oberst zu Müller. — Ha! tausend Citadellen! fluchte dieser, ich glaube, der Fant macht sich über uns lustig.“

Wir haben gesehen, wie der Postillon, um auf einem Nebenwege schneller ans Ziel zu kommen, Müller und seinen Obersten in einen Graben geworfen hatte; aber wir wissen noch nicht, wie Müller wieder aus dem Keller heraustrat, in welchem wir ihn zurückließen; es ist Zeit, daß wir ihm zu Hülfe eilen.

Achstes Kapitel.

Der Geheimnißvolle.

„Erbarmen!... zu Hülfe...“ schrie die Person, der Müller auf die Nase gefallen war. — Wer bist Du? sprich! sagte der letztere, ihr seinen Säbel auf die Brust setzend. — Ach! großer Gott!... ein Räuberhauptmann!... — Willst Du mir Antwort geben, Hundsfott, statt zu heulen? Sag: wer bist Du? was machst Du hier? — Ich bin Pförtner dieses Hauses; in Abwesenheit meines Herrn war ich in den Keller herabgegangen, wo ich einschliefe, indem ich... — den darin befindlichen Wein soff. Aha! ich fange an zu verstehen fiel ihm Müller in die Rede... Gerne würde ich Dir Gesellschaft leisten, guter Freund; aber mein Oberst wartet oben auf den Erfolg meiner Nachforschungen und ich mag ihn nicht länger im Dunkel darüber lassen; wir wollen ihm also Licht bringen; hernach können wir, wenn Du willst, immer wieder herabkommen, wo ich Dir dann mit Vergnügen einige Flaschen zu leeren behülflich sein werde.

Mit diesen Worten treibt Müller seinen Wirth die Treppe hinauf. Nachdem dieser sein Licht aufgerafft hat, geht er zitternd vor Müller her, noch nicht wissend, was er von diesem Vorfalle denken sollte.

Oben in einem Gemache angelangt, zündet Carl (so hieß der Pförtner), sein Licht an, ohne daß er

gewagt hätte, die Augen zu der bei ihm befindlichen Person aufzuschlagen. „Vorwärts, geh nur voran, sagte Müller zu ihm, damit wir meinen Oberst wieder finden.“

Nachdem sie mehre Zimmer durchstreift hatten, trafen sie endlich auf den Oberst und den Postillon, welche über Müller's Abwesenheit sehr in Unruhe waren. Seht, Oberst, sprach der letztere, hier ist das einzige lebende Wesen dieses Hauses; ich hab's im Keller aufgefunden! — Ach, braver Mann, sagte der Oberst zu Carl, werdet Ihr so gütig sein, die Weise zu entschuldigen, mit der wir in dieses Haus gedrungen sind? — Carl, durch die Furcht wieder nüchtern geworden, hörte den Oberst aufmerksam an. Ihr seid also keine Räuber? . . . rief er aus, als dieser letztere seine Rede geendigt hatte. — Wen heißt Du Räuber? fragte Müller. — Nein, mein Freund, versetzte der Oberst, wir sind Reisende. Ich war mit diesem braven Krieger auf dem Weg nach Straßburg, als unser Reisewagen in einen Graben stürzte; ich war am Bein verletzt, und da wir kein Obdach für die Nacht erblickten, versuchten wir, in der Hoffnung Hülfe zu finden, in dieses Haus zu gelangen. — Oh! wenn Sie Reisende sind, stehe ich ganz zu Ihren Diensten, mein Herr. Mein Gebieter ist seit einigen Tagen abwesend; bis zu seiner Rückkunft will ich Sie in ein Zimmer führen, wo Sie ein gutes Bett finden werden. — Nun, das laß ich mir gefallen, Alter, sagte Müller, Carl auf

die Achsel klopfend, das süht mich wieder mit Dir aus; ich sehe, Du bist ein guter Kerl und wir werden uns schon vertragen. — Aber, bemerkte der Oberst, Ihr sagtet mir, Euer Gebieter sei abwesend, fürchtet Ihr nicht, er möchte Euch bei seiner Zurückkunft Eurer großmüthigen Gastfreundschaft wegen auszanken? — Nein, mein Herr, mein Gebieter ist ein sonderbarer Mann, zuweilen finster und schweigsam, zuweilen lustig und schwatzhaft; im Uebrigen aber habe ich ihn stets ziemlich menschlich gegen Jedermann gesehen, und ich zweifle nicht, daß er mein Benehmen gegen Sie gutheißt. — Ei, zum Henker! wenn er nicht ein wirklicher Bär ist, wollen wir ihn schon kirre machen!" rief Müller aus.

Der Oberst, der Ruhe höchst bedürftig, bat den Pförtner, ihn an den für ihn bestimmten Ort führen zu wollen. Carl war eifrig bemüht, ihm zu gehorchen; Müller und der Postillon trugen ihn, denn seine Verletzung hatte sich so sehr verschlimmert, daß er sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Sie gelangten in ein angenehm gelegenes Zimmer mit der Aussicht auf den Garten des Hauses. Der Oberst ließ sich zu Bette bringen und forderte Müller auf, sich gleichfalls zur Ruhe zu legen, mit der Versicherung, er werde ihn rufen, so wie er seiner bedürfe.

„Ha, Kriegskamerad! sagte Müller zu Carl, als sie aus dem Zimmer des Obersten gingen, obgleich wir teufelmäßig müde sind, ich und dieser

dicke Lämmel (dabei deutete er auf den Postillon), welcher nichts spricht, darum aber nicht weiter denkt, würden wir nach meiner Meinung doch nicht übel daran thun, uns ein wenig zu restauriren; denn seit beinahe zwölf Stunden habe ich nichts zu mir genommen, und mit leerem Bauch kann ich gar nicht einschlafen. — Nun das heißt gut gesprochen, Herr Müller, bemerkte der Postillon, und ich bin ganz Ihrer Meinung. — In diesem Fall will ich suchen, Euch ein Nachtessen vorzusetzen, doch müßt Ihr vorlieb nehmen mit dem, was da ist!... O! wir sind nicht lecker; im Krieg, wie anderswo, esse ich, was man mir gibt; aber ich glaube bemerkt zu haben, daß der Keller gut versehen ist...“ Carl fing an zu lachen und die Herren beschäftigten sich sogleich mit den Zurüstungen zu ihrem Mahle.

Bald war Alles bereit und man setzte sich zu Tische. Müller lobte den Wein, der Postillon sprach kein Wort, aus Furcht um einen Bissen zu kommen, und der Pförtner, ein tüchtiger Zechbruder und voller Freude, daß er Leute gefunden hatte, die ihm die Stange halten konnten, war bald in bester Laune und äußerst gesprächig. Er fing an, seinen Gästen die Lebensweise seines Herrn zu erzählen. „Der Herr von Monterranville, sagte er zu ihnen, ist ein närrischer Kauz; er bringt sein Leben damit zu, im freien Felde umherzurennen, zu reisen, der Teufel weiß wohin, oder sich in diesem Hause einzuschließen, wo er Niemand sieht als

mich und einen langen Bengel, den ich nicht kenne. Bald ist er traurig, bald lustig; kurz, seit den zehn Jahren, die ich mit ihm in diesem Hause wohne, habe ich weder seinen Charakter entziffern, noch den Beweggrund seiner häufigen Abwesenheit verstehen können!... — Du bist halt kein Pfiffikus, dreifache Patrontasche! Mich läßt man nie anlaufen, und wenn ich einen Menschen sehe, errathe ich stets an seinen Augen, was an ihm ist!... — Etwas! fiel der Postillon ein, es gibt Gesichter, aus welchen man gar nichts herausbringen kann!... — Es gibt auch sehr trügerische! fuhr Carl fort. — Thut Alles nichts, Freunde! versetzte Müller; ein Mensch mag verbergen, was in seiner Seele vorgeht, wie er will, ein durchdringender Blick gelangt stets zur Entdeckung der Wahrheit; und ich bin der Meinung, daß aller Verstellungskunst ungeachtet, deren gewisse Leute fähig sind, die Natur dem Schurken und dem Tugendhaften nicht einen und denselben Blick verliehen hat; auch darf ich nur ein einziges Mal Deinen Herrn von Monterranville sehen, und ich will Dir bald sagen, was an ihm ist."

Nachdem Müller seinen physiognomischen Scharfblick noch lang und breit gerühmt hatte, gewahrte er endlich, daß seine beiden Tischgenossen ihn nicht mehr hörten und fest schliefen. Sich hierauf der Länge nach in einem Lehnstuhl ausstreckend, brauchte er nicht mehr lange, bis er ihnen nachahmte, und bald schnarchten sie ein herrliches Trio.

Den andern Tag war der Oberst nicht im Stande aufzustehen; er hatte eine schlimme Nacht gehabt, und seine Verletzung, gereizt durch die seit mehren Tagen erlittenen Beschwerlichkeiten und die sein Blut erhitze Ugeduld, nahm einen sehr bedenklichen Charakter an. Der gute Carl, ein wenig in der Heilkunde erfahren, legte ihm einen Verband an und empfahl ihm die größte Ruhe; darüber suchte der Oberst freilich am meisten, allein man mußte sich der Nothwendigkeit fügen.

Der Postillon reiste mit dem Befehl, in Kurzem Pferde herbeizubringen, nach Straßburg ab. Seit acht Tagen befanden sich der Oberst und Müller in dem einzelnstehenden Haus, als der Eigenthümer von seiner Reise zurückkam. Der Oberst war in Verzweiflung, auf solche Weise einer ihm unbekannten Person zur Last zu sein; aber bei Erzählung des in seinem Hause Vorgefallenen lobte Herr von Monterranville Carls Benehmen sehr und ging nach des Obersten Zimmer, um diesem zu sagen, welches Vergnügen es ihm mache, ihm bei dieser ärgerlichen Veranlassung nützlich sein zu können.

Der Oberst lag im Bett, im Gespräch mit Müller über Heinrichs Aufführung, als sein Wirth in das Zimmer trat. Dieser näherte sich dem Bett des Obersten und sagte, obgleich er den ihn betroffenen Unfall sehr bedaure, wünsche er sich doch Glück, daß er in seinem Hause Hülfe gefunden habe. Während der Oberst diese verbindlichen Reden erwi-

derte, war Müller auf die Seite gegangen und unterhielt sich mit Betrachtung der Züge dieser neuen Person.

Herr von Monterranville war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, groß, mager, von gelblicher Gesichtsfarbe, lebhaften und blitzenden Augen, wenn er Jemand ins Gesicht sah, aber gewöhnlich schlug er sie nieder; übrigens von ziemlich hübschem Gesichte und anstandsvoller Haltung.

„Diesen Menschen mag ich nicht leiden, sprach Müller bei sich selbst, nachdem er Herrn von Monterranville betrachtet hatte; entweder irre ich mich sehr, oder er ist nicht offenherzig in seinen Reden.“

Der Oberst dagegen dankte dem Hausbesitzer aufs Wärmste und wünschte sich Glück, in so gute Hände gerathen zu sein. Mit der Bitte, zu thun, als wäre er in seinem Eigenthum, verließ ihn der letztere.

Nach seinem Weggehen theilte Müller dem Oberst seine Gedanken hinsichtlich ihres Wirthes mit; aber der Oberst nannte ihn einen Geisterseher und war nicht seiner Meinung.

Müller's Schlafzimmer lag dem des Hausherrn gerade gegenüber; nur war das seinige einen Stock höher, er konnte daher durch die Halbvorhänge hindurch unterscheiden, was in dem Gemache desselben vorfiel.

Als Müller schlafen ging, stellte er seine Betrachtungen über die Person an, in deren Hause sie sich befanden. Während dieses Nachgrübelns

verstrich die Zeit und er sah an seiner Uhr, daß es nahezu Mitternacht sei. Er stand auf, um sein Licht auszulöschen, und gegen das Fenster tretend, gewahrte er noch Licht im Zimmer des Herrn von Montrerranville; Neugierde und der Wunsch, etwas zu entdecken, was seine Gedanken rechtfertigen könnte, bestimmten ihn, einen Augenblick zu seinem Nachbar hinüberzublicken. Er löschte sein Licht, damit man ihn schlafen glaube und stellte sich leise in eine Fenstervertiefung.

Geraume Zeit blieb er in dieser Stellung, ohne daß er etwas erblickt hätte; des vergeblichen Harrens müde, wollte er sich eben niederlegen, als er Herrn von Montrerranville mit starken Schritten im Zimmer auf- und abgehen sah, wie in tiefes Nachdenken versunken; er bemerkte hierauf, wie derselbe seinen Schreibtisch öffnete, mehre Geldsäcke herauslangte, genau betrachtete, einige derselben überzählte und endlich Alles stehen ließ, um wieder in seine Träumereien zu verfallen. Aergerlich, daß er nicht mehr sah, legte sich Müller ins Bett, sehr mißgestimmt, nicht enträthseln zu können, was das Alles heißen sollte.

Am andern Tage gleiches Verfahren von Seiten Müller's, gleiches Benehmen von Herrn von Montrerranville, nur daß er diesmal seinen Secretär nicht berührte; aber er ging wieder langsam auf und ab, blieb zuweilen stehen, um sich an die Stirne zu schlagen, oder wohl sich wie in der heftigsten Verzweiflung auf einen Sessel zu werfen.

Am Ende wünschte Müller seinen Wirth und dessen geheimnißvolle Zimmerspaziergänge zum Teufel und legte sich mit dem Gedanken nieder, Herr von Monterranville sei entweder ein Nachtwandler oder habe Anfälle von Tollheit.

Die Zeit verstrich indeß, die Wunde des Obersten heilte, jedoch nur langsam. Aergerlich, keine Nachrichten von Heinrich zu bekommen und wohl einsehend, daß er ihm lange nicht nacheilen könne, beschloß er, Müller voraus zu schicken, damit er endlich erfahre, wie die Sachen stünden, und deshalb ließ er diesen zu sich kommen, um ihm sein Vorhaben mitzutheilen.

„Müller, sagte er zu ihm, als sie allein waren, ich kann meiner Ungeduld nicht widerstehen, ich muß durchaus wissen, was Heinrich gegenwärtig treibt. — Tausend Bomben, Oberst! glauben Sie, ich wünsche es nicht eben so sehnlich und fluche nicht, daß ich Sie da ans Bett genagelt sehe wie ein alter Achtundvierzigpfünder? ... Aber was kann man machen, Oberst? Muth gefaßt! ... — Hör einmal, Müller! wenn Du willst, so warte ich meine Herstellung viel geduldiger ab. — Wenn's von mir abhängt, mein Oberst, so dürfen Sie nur sprechen. — Gut, in diesem Fall, lieber Müller, mußt Du nach Straßburg reisen und Heinrich nachspüren. — Wie, mein Oberst, ich soll Sie in diesem alten, verfallenen Neste allein lassen? ... — Warum nicht? — Wo Sie zum einzigen Gesellschafter einen Menschen haben, der einem Drangutang ziemlich ähnlich

sieht? — Bedenk doch, daß ich bald hergestellt sein werde und Dir alsdann folge. — Nur mit Bedauern verlasse ich Sie, Oberst; weil Sie es aber wollen, muß ich gehorchen. — Vergiß nicht, Müller, daß die Augenblicke kostbar sind! Du weißt, was man von Heinrich sagte!... Ich zittere, er möchte schon verheirathet sein!... — Ah pah, Oberst! eine solche Dummheit wird er sich nicht ohne Ihre Einwilligung erlauben... Wenn es überdies der Fall ist... — Wenn es der Fall ist... — Ja, mein Oberst, was soll ich alsdann machen? — Meiner Ehren!... thu was Dir gut dünkt; wenn es aber, wie ich hoffe, nicht der Fall ist, so bemühe Dich, den Gegenstand, der das Herz unsers jungen Mannes fesselt, zu sehen, besonders laß Dich nicht durch den Schein täuschen!... — Unbesorgt, mein Oberst! mich führt man nicht an, namentlich in Betreff der Weiber, und die ausgelernteste, sittsamste Spröde würde mich nicht in ihre Netze bekommen."

Da die Sache einmal abgemacht war, beschäftigte sich Müller mit seiner Abreise: schon längst hatte der Postillon die verlangten Pferde zurückgebracht; Müller bestieg eins derselben, und nachdem er seinen Oberst dem alten Carl, welchen er mehr liebte als den Herrn des Hauses, aufs Beste empfohlen und ersterem ein Lebewohl gesagt hatte, schlug er im starken Galopp die Straße ein, welche ihn zu seinem Zögling führen sollte.

Wir lassen den Oberst bei Herrn von Monterran-

ville und sehen ein wenig, was Müller in Straßburg machte.

Neuntes Kapitel.

Abermals ein Heuboden.

Gegen neun Uhr Abends langte Müller in Straßburg an und stieg im „weißen Pferde“, dem ersten auf seinem Wege befindlichen Gasthose, ab. „Geschwind ein Nachtessen für mich und mein Pferd,“ sagte Müller in das Gastzimmer tretend, wo mehre Reisende um einen großen Tisch herum saßen.

„Der Herr wird sogleich bedient werden,“ erwiderte mit Flötenstimme eine schmucke Dirne, welche allein alle Lasten der Wirthschaft zu tragen schien.

Müller trat zum Kamin, in Erwartung, daß man ihm auftrage; aber plötzlich brechen die Reisenden und das Wirthsgesinde beim Anblick des Neuangekommenen in ein schallendes Gelächter aus. Dieser ließ nicht mit sich spaßen und duldete nicht, daß man ihm, ohne zu wissen warum, ins Gesicht lachte; er fing seinen Schnurrbart zu streichen an und fragte mit martialischem Gesicht: Wollet Ihr mir sagen, meine Herren, welches die Ursache Eures spöttischen Gelächters ist? — Zum Henker! Ihr müßt wohl sehen, daß Ihr es seid, antwortete ein schnurrbärtiger Kerl, mit einer großen, rostigen Klinge an der Seite, der so ziemlich einem

Werber gleichsah oder einem jener Leute, welche gratis in der Welt durchzukommen suchen, indem sie mit Faust und Rippenstößen bezahlen! — Ha! ich bin's, entgegnete Müller, ihn von Fuß bis zum Kopf mit den Augen messend. Ei! was findest Du denn Lächerliches in meiner Physiognomie? — Schau nach dem Hintertheil Deiner Hosen und Du wirst sehen, daß wir nicht über Deine vordere Physiognomie lachen."

Müller blickte sogleich hin und sah, daß die Bewegung des Pferdes und der schnelle, anhaltende Ritt seine Hosen dergestalt zerrissen hatte, daß er sein Hinterquartier allen Blicken bloßstellte, was er freilich hätte fühlen sollen; in der Hitze seines Ritts mochte er es nicht bemerkt haben. „Wie! das macht Dich lachen? fragte er den Werber. Beim Teufel! Du mußt noch niemals in Deinem Leben einen Hintern gesehen haben, um beim Anblick des meinigen so zu lachen! — Wahr, er ist nicht der Mühe werth, versetzte dieser. — Nicht der Mühe werth! rief Müller mit einem Seitenblick auf den Werber; Du dürstest, glaube ich, wohl zufrieden sein, wenn Du einen solchen hättest, und ich rathe Dir nicht, Dich über den meinigen lustig zu machen."

Jungfer Hannchen, welche sich wahrscheinlich besser auf diesen Artikel verstand, und den Müller's ganz nach ihrem Geschmacke fand, beieferte sich, zwischen den beiden immer mehr sich erhitzenden Parteien Frieden zu stiften, und zog Müller mit

fort an einen Tisch, auf welchem sein Abendessen aufgetragen war, wobei sie ihm leise ins Ohr flüsterte, daß sie die Sorge für die Wiederherstellung seiner Hosen auf sich nehme. Müller, wohl verstehend, was das sagen wollte, kneipte sie schäkernd, blickte sie verstohlen an und fiel gierig über ein Stück Rehbraten her, um der Idee zu entsprechen, welche Jungfer Hannchen von ihm gefaßt hatte.

Ich weiß nicht, ob der Werber gleichfalls seine Augen auf das Kellermädchen warf, allein während er seine Pfeife rauchte und sein Hammelrippchen aß, sah er mit vielem Aerger die Aufmerksamkeiten Hannchens für unsern Husaren, und dieser, stolz auf seine Eroberung, drehte sich zuweilen mit einer Miene um, welche sagen wollte: Du siehst, mein Popo macht mehr Eindruck als Deine verliebten Augen.

Um die Stunde des Schlafengehens trat Hannchen zu Müller, und nachdem sie ihm das für ihn bestimmte Zimmer bezeichnet hatte, sagte sie ihm ins Ohr: „Laßt den Schlüssel an Eurer Thüre, bald werde ich bei Euch sein. — Fehlt ja nicht, antwortete Müller, sonst bringe ich das ganze Haus in Aufruhr.“ Nun ergriff er ein Licht, und den Werber, der bei seiner Flasche eingeschlafen zu sein schien, zurücklassend, stieg er nach dem ihm angewiesenen Zimmer hinauf.

Seit mehr als einer Stunde war er hier, mit Ungeduld auf die Erfüllung des von Hannchen gegebenen Versprechens harrend: doch die Zeit

verstrich; längst mußte Alles in der Herberge zu Bette sein; pünktlich hatte er den Rath Hannchens befolgt, aber sie erschien nicht. Wer konnte sie zurückhalten? . . . Da er seinem Verlangen und seiner Ungeduld nicht mehr zu widerstehen vermochte, erhob er sich, schlüpfte nur in seine Hosen und beschloß, Jungfer Hannchen in allen Theilen des Hauses aufzusuchen.

Mit dem Lichte in der Hand durch lange Gänge und mehre leere Zimmer gekommen, geht er einen Stock höher und setzt seine Nachsuchungen fort. Schon fing er an, die Hoffnung aufzugeben, als er, bei der Thüre des Speichers vorübergehend, Laute zu hören glaubt; er bleibt stehen, lauscht und zweifelt bald nicht mehr, daß Hannchen drinnen und im Begriff sei, eine Untreue an ihm zu begehen. Seiner Wuth nicht Herr, stößt er heftig an die Thüre, diese weicht und zum zweiten Mal in seinem Leben befindet er sich auf einem Heuboden.

Aber Welch ein Anblick. Auf die Personen zutretend, an denen er seinen Zorn auslassen will, erkennt er den Werber, wie er sich mit einer alten sechzigjährigen Magd, die schon lange keinen solchen Festtag mehr gehabt hatte, vergnügt.

Wie kam der Werber hieher? das wird gut sein, dem Leser mitzutheilen. Dieser Schurke, welchem die Reize Jungfer Hannchens sehr ins Auge stachen, war entschlossen, unserm Husaren seine Eroberung vor der Nase wegzuschnappen. Darum hatte er sich gestellt, als schlafe er über seiner Flasche ein;

und nachdem Müller und die übrigen Reisenden fort waren, bemächtigte er sich Hannchens, welche alle nur erdenkliche Mühe aufwandte, um sich loszumachen.

Aber Hannchen wollte nichts von dem Werber und brannte vor Verlangen, zu dem Husaren zu kommen; es gelang ihr also, zu entinnen; ihr aufdringlicher Liebhaber folgt ihr auf den Fersen; um ihn irre zu führen, geht sie mehre Treppen hinauf, aber er ist stets hinter ihr her, bis ihr bei der Biegung eines Ganges eine alte Magd vom Hause, im Begriff zu Bett zu gehen, aufstößt; Hannchen schiebt diese dem Werber entgegen und entflieht. Der letztere packt die Magd bei ihren Kleidern, in der Meinung, den Gegenstand seiner Wünsche zu halten; die Alte will schreien, er läßt ihr keine Zeit, eine Thüre nebenan wird aufgemacht; es ist die des Heubodens. Der Werber zieht seine Schöne hinein und drängt sie auf das Stroh.

„Tausend Donnerwetter, ruft Müller aus, als er Werbers Süßliebchen betrachtete, ich traute Dir keinen so barocken Geschmack zu... Laß Dich nicht stören, Freund!... O! ich will Dir einen solchen Fund nicht entreißen!...“

Beim Anblick der Züge und Reize Derjenigen, die er für Hannchen gehalten, wird der Werber wüthend; Müller schlägt ein helles Gelächter auf, was seinen Aerger noch vermehrt. „Kreuz Millionen Donnerwetter! rief er aus, muß der Hundsfott da immer seine Nase in meine Sachen stecken?“

Müller, der ihm seit seiner Hofengeschichte noch gram war, gab ihm bei dem Titel Hundsfott einen tüchtigen Fußtritt, der ihn auf den unglücklichen Gegenstand seiner Verachtung niederwarf. Der Werber rafft sich wieder empor und springt, eine neben ihm liegende Heugabel ergreifend, auf Müller los; Müller läßt sein Licht fallen, um seinen Gegner festen Fußes zu erwarten, und die beiden Herren prügeln einander weidlich ab. Aber, o unerwartetes Unglück! während sie sich im Boren üben, bemerken sie nicht, daß das Licht im Fallen einen Bund Stroh angezündet hat; dieser Bund ist mit andern in Verbindung und in einem Nu brennt der ganze Boden lichterloh. Die Alte, von den Streitenden auf dem Stroh liegen gelassen, wird bald von dem Rauche beinahe erstickt und erfüllt den Gasthof mit ihrem Wehgeschrei. Alles springt aus dem Bett; man kommt, geht, rennt hin und her, ohne zu wissen warum; aber bald verkündigen die zum Dache hinausschlagenden Feuersäulen den Zuschauern die ihnen drohende Gefahr. Umsonst sucht der Wirth Hülfe zu schaffen, das Feuer hat schon so um sich gegriffen, daß es nicht zu löschen ist. In diesem Tumult läßt Müller seinen Gegner los, um an seine Flucht zu denken; er eilt hinab in sein Zimmer, aber auch dort ist das Feuer schon: er will sich entfernen, als er Schreien von dorther vernimmt; er kehrt um und erblickt das arme Hännchen, welche ihn aufgesucht, und ihn erwartend sich in sein Bett gelegt hatte.

Unser Husar sieht Hannchen seinetwegen dem Verderben nahe, er stürzt sich daher mitten durch die Flammen, nimmt sie im Hemde halbtodt in seine Arme und eilt mit seiner kostbaren Last aus dem Gasthose hinweg.

Behntes Kapitel.

Hannchens Tante.

„Wo sind wir, mein Freund? fragte Hannchen ihren Retter, als sie wieder zu sich kam. — Meiner Treu! das weiß ich nicht, entgegnete Müller, sie auf eine Steinbank niedersetzend. Alles, was ich weiß, ist, daß ich nur zerrissene Hosen an habe, du im bloßen Hemde bist und daß wir, wenn es Tag wäre, einen Theil von Straßburgs Bewohnern uns begaffend vor uns hätten. — Mich gelüstet nicht, sie zu erwarten, sagte Hannchen. Doch, wie! hätte das Feuer den ganzen Gasthof verzehrt? — Freilich... Nach der Art, wie es überhand nahm, würde es ohne die größte Vorsicht die ganze Stadt verbrennen. — Was ist zu machen? wir können nicht nackt auf diesem Platze bleiben. — Nein, das hieße zu viel riskirt. — Ha, mir kommt ein Gedanke; ich habe eine Muhme, Feinwäscherin, in diesem Viertel; man muß sie auffuchen, sie ist eine gute Frau und wird uns gerne aufnehmen. — Wohl, es sei, gehen wir zu Deiner Tante.“ Und Müller

und Hannchen machen sich im Hemd, Arm in Arm, auf den Weg zu der Feinwäscherin.

Nach ziemlich langem Umherirren gelangen sie in eine kleine, enge und schmutzige Gasse und bleiben vor einem Hausgange stehen: hier wohnte Hannchens Tante. Müller klopft viermal nacheinander, was aber die gute Frau in ihrem vierten Stocke nicht hört. „Sie ist etwas harthörig und schläft wie eine Katze, sagte Hannchen. — In diesem Falle, erwidert Müller, laufen wir keine Gefahr, wenn wir durch das Fenster einsteigen. Er klopft noch mehrmals ohne bessern Erfolg. Müller, ungeduldig gemacht, war der Ansicht, Steine nach den Fenstern zu werfen, als ein Bewohner des ersten Stockes, von dem Lärm aufgeweckt, sein Fenster öffnet und fragt, wer mitten in der Nacht auf diese Weise poche. Ich bin's, Herr Speckkraker, antwortet Hannchen, ich will bei meiner Tante schlafen. Möchten Sie nicht die Güte haben, mir zu öffnen? — Ah! Sie sind es, Jungfer Hannchen; wie um diese Stunde? — Ja, Herr Speckkraker; bei Herrn Buttman, dem Gastwirth, wo ich war, ist Feuer ausgekommen und ich sah mich genöthigt, mich zu flüchten. — Ach! mein Gott! ist's möglich? Was sagt Ihr mir da? — Aber was machst du denn am Fenster, Bibi? rief eine feine grillende Stimme, die aus der Alkove des Nachbars hervortönte (es war Madame Speckkraker, die ihren Gatten nicht mehr an ihrer Seite fühlend, höchst unruhig aufstand, um zu wissen, was er treibe). — Nichts,

mein Käzchen; Jungfer Hannchen will bei ihrer Tante schlafen, und ich öffne ihr das Haus. Aber leg Dich doch wieder ins Bett, mein Mäuschen, Du könntest den Schnupfen bekommen."

Mit diesen Worten schloß Herr Specktrazer das Fenster und kam herab, Hannchen einzulassen. „Wer ist denn dieses Originalstück? fragte Müller die letztere. — Ein alter, in Ruhe lebender Wurstmezzger, der mit seiner keuschen Ehehälfte von seinen Renten lebt. — Tausend Granaten! er fürchtet, wie es scheint, den Hals zu brechen, denn er eilt nicht sehr mit dem Herabkommen."

Endlich erschien Herr Specktrazer im Unterleibchen und Nachtmütze, sein Licht in der Hand. Wie er Hannchen im Hemde erblickte, rückt er an seiner Mütze und schlägt seinen Schlafrock zurück; als er aber Müller wahrnimmt, bleibt er unbeweglich vor ihnen, ohne zu begreifen, was das heißen solle. Mit ein paar Worten unterrichtet ihn Hannchen von der ganzen Geschichte; und als er erfahren hatte, Müller sei ihr Retter, wunderte er sich nicht mehr, daß sie ihm eine Zufluchtsstätte anbot.

Sie steigen alle Drei die Treppe hinauf und treffen in der Hausflur des ersten Stocks Madame Specktrazer, welche sich gerne selbst überzeugt hätte, welcher Person ihr Gatte die Thüre öffne. „Ach, Himmel! . . . ein nackter Mann! rief sie, Müller erblickend. Aber statt zu entfliehen, lief sie vorwärts, um besser zu sehen. Geh doch ins Bett, mein

Läubchen, sagte Herr Speckkraker, ich werde Dir alles Vorgefallene erzählen.“ Aber seine Ehehälfte, welche auch Hannchen im Hemde erblickte und fürchtete, deren frische Reize möchten ihren Gatten zu Vergleichen veranlassen, riß diesen fort nach ihrem Zimmer mit der Bemerkung, daß, da die Thüre geöffnet sei, man seiner nicht mehr bedürfe. Hannchen dankte Herrn Speckkraker und die beiden Ehegatten zogen sich in ihre Zimmer zurück.

Somit wären nun Müller und Hannchen vor der Thüre der Wäscherin. Sie klopfen beide so, daß das ganze Haus erdröhnt; die gute Frau erwacht, kommt zitternd herbei und fragt, wer da sei? „Ich bin's, liebe Tante, antwortet Hannchen; öffnen Sie schnell.“ Die Alte macht auf: neue Ueberraschung von ihrer Seite, als sie Hannchen im Hemd und einen Mann in demselben Zustande bei ihr sieht.

Aber Hannchen hat sie bald über das Vorgefallene belehrt, und Madame Tapin (so hieß die Tante) fällt Müller um den Hals und küßt ihn dreimal für die Rettung ihrer Nichte. Müller hätte ihr die Umarmung gerne erlassen, allein man mußte sich bequemen.

Hannchen und Müller bedurften der Ruhe; man war schnell auf Mittel bedacht, Betten herzurichten. Die ganze Wohnung der Madame Tapin bestand nur in einem großen Zimmer, worin sie schlief, und einem kleinen Cabinet nebenan, wo für Hannchen ein Bett zurecht gemacht wurde. Müller sagte,

er bequeme sich mit einem Sessel als Nachtlager. Hierbei blickte er Hannchen an, die ihn sehr gut verstand, und Madame Tapin willigte in jedes Begehren.

Bald war das Bett bereit. Hannchen legte sich nieder; Madame Tapin desgleichen und sowie sie eingeschlafen war, theilte Müller das Lager Derjenigen, für die er ein altes Weib bei Nacht überfallen ließ, ein Haus in Brand steckte, einen Menschen prügelte, die Nachbarn aus dem Schlaf weckte und ... In Wahrheit, er hatte sie wohl erworben.

Als am andern Morgen Alles wieder auf den Beinen war, dachte Müller, ein gutes Frühstück werde sehr am Platze sein, um sich von den Anstrengungen des vorigen Tages zu erholen; aber Hannchen hatte keinen Heller; Madame Tapin war nicht reich und konnte ihnen nichts weiter als Brod und Milch vorsehen. Da fiel es Müller wieder bei, daß er eine wohlgespickte Börse in seinen Hosentaschen haben müsse, denn Oberst Framberg befahl ihm, weder Mühe noch Geld zu sparen, um seinen Heinrich wieder zu finden. Nun kehrte Freude in Aller Herzen zurück; Hannchen holte eiligst das zum Frühstück Nöthige, sowie einen Schneider herbei, der Müller aufs Schnellste wieder kleiden sollte; und Madame Tapin setzte Alles zur Bereitung des Mahles in Bewegung. Während dessen sann Müller darüber nach, was er zu thun habe: er dachte, er sei eben so gut bei Madame Tapin als im Gasthof, seine Nachforschungen könne er

gleichfalls von hier aus anstellen und das Resultat seiner Betrachtungen war, daß er während seines ganzen Aufenthalts in Straßburg bei Hannchen wohne.

Fröhlich setzte man sich zu Tische: Hannchen war vor Freude außer sich, daß sie in Müller einen zugleich reichen und verliebten Mann gefunden habe. Im Ganzen war sie ein gutes Mädchen, die nur den Fehler hatte, daß sie die Männer etwas zu sehr liebte.

Müller erzählte ihnen kurz, was ihn nach Straßburg führe und gab das Versprechen, bei ihnen zu wohnen, so lang er hier bleibe. Madame Tapin war ganz entzückt darüber; sie sah, daß Müller gern gut aß und trank, und dachte, sie werde, so lange er im Hause bleibe, stets Hochzeitsgerichte bekommen, wie sie es nannte.

Nach dem Frühstück ging unser Husar aus, um seine Nachforschungen zu beginnen. Er durchstreifte beinahe die ganze Stadt, ohne irgend eine Nachweisung über Heinrich zu erhalten, und am Abend kam er zu seinem Hannchen zurück, um die Mühseligkeiten des Tages zu vergessen. So verging ein Tag um den andern und Jedes war zufrieden: nur begriff Madame Tapin nicht, wie ein Mann wie Müller, der gerne gut lebte, sich jede Nacht mit einem Sessel als Bett begnügen könne.

Nach Verlauf von etwa zehn Tagen kam er auf den Glauben, der Gegenstand seiner Streifereien sei nicht mehr in Straßburg; denn obgleich er die

ganze Stadt durchwandert, alle öffentlichen Orte besucht hatte, war es ihm doch nicht gelungen, Heinrich zu begegnen. Bereits war er entschlossen, dem Oberst den geringen Erfolg seiner Schritte zu schreiben und ihn zu fragen, was er thun solle, als er eines Abends, beim Eintritt in ein Café, Frank, Heinrichs Diener, bei einer Flasche Bier erkannte. Müller hütete sich sehr, denselben anzureden, wohl erwägend, daß er ihn nur durch eine lügenhafte Erzählung irre führen würde; dagegen verließ er alsbald das Café und harrete unfern der Thüre geduldig, bis Frank herauskomme, um ihm unbemerkt zu folgen.

Nicht lange stand er auf der Lauer; nach wenigen Minuten erschien Frank, und Müller folgte ihm auf eine Weise, daß er nicht wahrgenommen werden konnte, denselben aber doch nicht aus dem Gesichte verlor. Frank schlug mehrere abgelegene Straßen ein, und Müller sah ihn zu seinem Erstaunen aus der Stadt hinaus gehen. Er war fortwährend hinter ihm drein. In geringer Entfernung von der Stadt hielt Frank vor einem hübschen, von andern Wohnungen abgesonderten Häuschen still. Er klopft an, man öffnet, und er tritt ein. Müller betrachtet das Haus so gut es ihm die Nacht erlauben kann; und mit dem Gedanken, es sei zu spät, um in Erklärungen einzugehen, zieht er sich zurück, fest entschlossen, am andern Morgen wieder zu kommen.

Ehe wir jedoch Müller folgen, wollen wir wieder

ein wenig zu unserm Helden zurückkehren, den wir schon so lange verlassen haben.

Gilftes Kapitel.

Florenz.

Bei ihrer Abreise vom Schlosse Framberg hatten Heinrich und Frank den Weg nach Offenburg eingeschlagen. Heinrich dachte nur an seine theure Pauline und gab sich der Hoffnung hin, daß er in der Nähe von Offenburg, wo er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, irgend etwas über ihr Schicksal werde erfahren können.

Da Heinrich ziemlich offenherzig war und überdies vor Verlangen, sich von seiner Schönen zu unterhalten, brannte, war Frank bald sein Vertrauter; außerdem mußte er denselben von der Sache unterrichten, damit er beim Nachforschen bessere Hülfe leisten könne.

Frank war ein verständiger, pfiffiger Bursche und geschickter eine Intrigue durchzuführen, als die Alleen des Schloßparks von Framberg von Unkraut zu säubern. Durch das Vertrauen seines Herrn geschmeichelt, versprach er ihm, sich desselben würdig zu zeigen und Alles zu thun, was zur Wiederauffindung seiner Angebeteten beitragen könnte.

In Offenburg angelangt, forschten Herr und Diener auf jede mögliche Weise nach einem

gewissen Christiern und seiner Tochter; doch Alles umsonst. Endlich beschloß Heinrich, des vergeblichen Suchens müde, zu seiner Zerstreuung sich unter einen fernen Himmelsstrich zu begeben und dem Zufall die Sorge für das Wiederfinden seiner theuern Pauline anheimzustellen.

Er dachte, Italien, dessen Schönheiten er rühmen gehört, könne ihm eher als andere Länder Zerstreuung bieten. Sie begaben sich daher auf den Weg nach Neapel, zu Pferde reisend und sich an allen Orten verweilend, die ihre Aufmerksamkeit zu fesseln verdienten. Bis Florenz, wo Heinrich einige Zeit zu bleiben wünschte, stieß ihnen nichts Besonderes auf.

Die reizende Lage dieser Stadt an den bezaubernden Ufern des Arno, die Schönheit ihrer Bau- und Denkmale, die Meisterwerke aller Art, welche sie umschließt, berauschten Heinrichs Sinne, der nur aus Schloß Gramberg herausgekommen, um die Umgegend zu durchstreifen, sich nicht träumen ließ, daß es auf der Welt einen so köstlichen Ort gäbe.

Als er eines Abends außerhalb der Stadt lustwandelte, hörte er aus einem eleganten Hause am Wasser melodische Töne. „O, mein Freund!... sie ist's! hier ist sie!...“ sagte Heinrich zu seinem Diener; es ist dieselbe Musik, die ich bei Offen- burg gehört!... — Sie glauben, Herr? — Ich bin's gewiß!... Ei! welche Andere als Pauline vermöchte ihrer Laute solche bezaubernde Klänge zu entlocken?... — Ach, mein Herr! es gibt so

viele Frauenzimmer, welche dieses Instrument spielen. — Gleichviel, ich will die Bewohnerin dieses Hauses kennen lernen.“

Wenn Heinrich sich etwas in Kopf gesetzt hatte, mußte es ausgeführt werden; darum fing er, um Aufmerksamkeit zu erregen, unter den Fenstern des Hauses zu singen an. Unser Held war nicht musikalisch; aber er besaß eine schöne Stimme, und der Wunsch zu gefallen, ersetzte bei ihm den Mangel des Wissens: alsbald verstummte die Musik, und man lauschte dem neuen Sänger. „Du siehst wohl, sie ist es, sagte Heinrich, sie hat meine Stimme erkannt und schwieg, um mich zu hören... — Noch nicht so sicher, gnädiger Herr; Sie wissen also nicht, daß Liebes-Intriguen in Italien nur auf diese Weise eingefädelt werden, und darin, daß man Ihnen zuhört, nichts Erstaunliches liegt?“

Dieser Ansicht ungeachtet, fuhr Heinrich mit Singen fort, auch zu lauschen ward man nicht müde. Als er geendigt hatte, öffnete man leise einen Laden und warf, an einen Kiesel gebunden, ein Billet herab. „Ein Brief! rief Heinrich nach dem Papier greifend aus; ich sagte Dir ja, sie sei's!... — Noch ist's nicht gewiß, gnädiger Herr,“ entgegnete Frank mit Kopfschütteln. Heinrich näherte sich dem Fenster und mit Hülfe einiger Lichtstrahlen las er Folgendes:

„Liebenswürdiger Fremdling, der Ton Deiner süßen, zärtlichen Stimme ist bis zu meinem Innersten gedrungen; ich vermag der Sehnsucht, Dich

fennen zu lernen, nicht zu widerstehen, und ergebe mich Deinen Zaubertönen. Komm daher heute um Mitternacht vor die kleine Gartenthüre am Ufer des Flusses, und man wird Dich zu mir führen.“

Heinrich weiß nicht, was er nach Lesung dieses Billets denken soll. „Ich sagte Ihnen ja, gnädiger Herr, man habe irgend ein galantes Abenteuer mit Ihnen vor. — Du bist närrisch, dieses Frauenzimmer kennt mich ohne Zweifel und hat mir etwas mitzutheilen. Aha! Sie geben jetzt doch zu, daß es nicht Ihr schönes Fräulein ist? — Ja... es ist wahr... Uebrigens werde ich die Schreiberin sehen und erfahren, was das heißen soll. — Wie, Herr, Sie wollen sich zu diesem Stelldichein begeben? — Warum nicht? — Aber, gnädiger Herr! vielleicht legt man Ihnen irgend eine Schlinge: hören Sie, glauben Sie mir, lieber Herr, gehen Sie nicht hin. — Ach, schweig doch!...“ Frank schwieg, da er wohl sah, daß es vergeblich sei, Heinrich von seinem Vorhaben abzubringen, und dieser rüstete sich zu seinem nächtlichen Rendezvous.

Zur bestimmten Stunde begab er sich allein an die kleine Gartenpforte. Nach einigen Minuten Harrens sieht er öffnen; eine Frau erscheint, nimmt Heinrich bei der Hand und sagt ihm, er solle sich führen lassen. Mit gewaltigem Herzklopfen folgte er seiner Führerin: Dies ist die gewöhnliche Wirkung eines ersten galanten Abenteuers; aber dieses neue Gefühl, diese unbekanntere Verwirrung sind

von sehr kurzer Dauer, und mit der Gewohnheit des Vergnügens sieht man dessen Genuß sich mindern.

Nachdem Heinrich mehre Gänge des Gartens durchwandert hat, geleitet man ihn ins Haus; er und seine Führerin gehen eine schmale, verborgene Treppe hinauf, letztere öffnet ein Zimmer, läßt Heinrich eintreten und zieht sich zurück.

Einige Minuten bleibt unser Held starr vor Erstaunen und Bewunderung; was er sah, war wohlgeeignet, ihn zu überraschen. Er befand sich in einem herrlichen Boudoir, ausgeschmückt mit Allem, was Luxus und guter Geschmack Verführerisches zu ersinnen vermögen, und erleuchtet durch eine Menge von Kronleuchtern, deren blendende Helle das Bezaubernde dieses köstlichen Orts noch vermehrte. Aber Welch verführerischer Gegenstand zieht Heinrichs Blicke auf sich? Eine Frauengestalt, jung, schön und geschmückt mit allen Gaben des Reichthums und der Natur, welche, nachlässig auf eine Ottomane hingestreckt, den jungen Mann mit anmuthigem Lächeln empfängt.

„Nun, nun! mein Herr, Sie sagen mir nichts? — Wahrlich... Madame... ich gestehe, ich wage nicht... — Gehen Sie, Sie sind ein Kind, und man muß Sie aufmuntern... — Madame, es ist wahr, die Ueberraschung, Bewunderung... — Bewunderung... Sie sind galant, mein Herr! Aber nehmen Sie doch an meiner Seite Platz, statt unbeweglich mich anzublicken.“ Heinrich ließ

sich das nicht zweimal wiederholen, und bald saß er auf der Ottomane neben der reizenden Italienerin.

„Sie also haben gesungen, mein Herr? — Ja, Madame, und Sie habe ich ohne Zweifel gehört? — Ja, und es ist mir schmeichelhaft, daß meine Akkorde Ihnen den Wunsch eingeflößt haben, mich kennen zu lernen. — Ach, Madame! wenn man Sie sieht, verdoppeln sich Ihre Reize noch!... — Wahrhaftig, Sie sagen das mit einer Miene, daß man's glauben könnte.“ Und das schöne Weib überläßt Heinrich eine entzückende Hand, welche er wonnetrunken küßt. Bald erlangt er noch andere Gunstbezeugungen, welche man weder Kraft noch Muth hatte, ihm zu verweigern.

„Du bleibst hier, mein Freund, sagte Felicia (so hieß die schöne Frau) zu Heinrich, als sie ihr Gespräch wieder aufnahmen. — Aber, beste Freundin, ich habe meinem Diener nichts gesagt und... — Ei was! sollten wir uns Deines Dieners wegen so bald trennen und ich Dich allein mitten in der Nacht nach Florenz zurückkehren lassen?... D! nein, Du bleibst hier, nicht wahr, mein Lieber?...“ Mit diesen Worten schlang Felicia ihre schönen Arme um Heinrich, und dieser hatte nicht die Kraft zu widerstehen.

Felicia klingelte; die Frau, welche Heinrich eingeführt hatte, erschien. „Lesbia, redete ihre Gebieterin sie an, trag uns ein Nachtessen auf!“ Dann trat sie auf ihre Dienerin zu und flüsterte

ihr einige Worte, die Heinrich nicht verstehen konnte, ins Ohr; Lesbia, welcher solche Abenteuer nichts Neues zu sein schienen, that behend, was ihre Gebieterin ihr befahl, und bald ward unsern beiden Liebenden ein Abendessen vorgesetzt.

Der Leser erkennt bereits, daß Heinrichs Eroberung eine jener galanter Frauen war, an denen Italien keinen Mangel hat. Felicia war lange Schauspielerin gewesen und hatte sich später in das von ihr bewohnte hübsche Landhaus bei Florenz zurückgezogen. Ihre zahlreichen Eroberungen hatten ihr reichliche Geschenke eingetragen, und klüger als viele ihrer Gefährtinnen lebte sie mit dem gesammelten glänzenden Vermögen in dem Augenblick, wo der Zufall sie mit Heinrich zusammenführte, beinahe als ehrbare Frau. Seine Schönheit, seine anstandsvolle Haltung verführten sie, und sie beschloß, diesen schönen Fremdling an ihren Triumphwagen zu fetten. Schon längst folgte sie Heinrich überall; auf Bällen und Spaziergängen war sie stets hinter ihm, ohne daß er es vermuthete, und was Anfangs nur eine gewöhnliche Laune gewesen war, wurde bald zur heftigen Leidenschaft.

Aber Felicia sah wohl, daß Heinrich noch Neuling in der Liebe und von romanhaftem Charakter sei, also nicht durch gewöhnliche Mittel verführt werden könne; darum suchte sie seine Aufmerksamkeit durch ihre Laute, welche sie meisterhaft spielte, zu fesseln. Wir haben gesehen wie es ihr gelang, die Einbildungskraft unsers jungen Reisenden zu

entflammen; jetzt wollen wir sehen, welches die Folgen dieses Abenteuers waren.

Nach einer in den Armen seiner zärtlichen Freundin verbrachten Nacht dachte Heinrich über seine Lage nach; er hätte diese Felicia, die seine Sinne gefesselt, näher kennen mögen. Er machte sich's sogar zum Vorwurf, daß er sich zu leicht habe hinreißen lassen. Aber welcher Andere an seiner Stelle, einen Cato ausgenommen, wäre standhafter gewesen? Diese vernunftgemäßen Betrachtungen machten den süßen Eindrücken des Vergnügens Platz. Heinrich war zudem weder im Alter, sittsam zu bleiben, noch von einem Charakter, es zu wollen.

Nachdem er das Frühstück mit seiner Schönen eingenommen, erlaubte ihm diese endlich für einen Augenblick in seinen Gasthof zurückzukehren, um die Besorgnisse seines Dieners zu beschwichtigen.

Heinrich kehrte nach Florenz zurück; aber unterwegs war er nicht mehr der Nämliche: was gestern noch kaum seine Blicke auf sich gezogen, fesselte heute seine Aufmerksamkeit, erschien ihm reizend; er dachte an nichts und athmete nichts als Vergnügen. Seinen Frank fand er sehr wenig bekümmert um ihn; denn da derselbe das Abenteuer seines Gebieters so ziemlich geahnt hatte, machte er sich auch keine Sorgen wegen seiner Abwesenheit.

Nun eilte Heinrich wieder zu Felicia zurück, gerade wie sie ihre Toilette beendigte. „Wohin

gehen wir, meine liebe Freundin? — Das Wetter ist prächtig; wir wollen auf dem Lande speisen und auf den Abend wieder nach Florenz kommen, wo man ein hübsches neues Stück aufführt, das wir besuchen.“

Bald war Felicia bereit, und die jungen Leute begaben sich unter tausend Schäkereien auf den Weg. Felicia hatte nicht gewollt, daß Lesbia sie begleitete, und Heinrich Frank befohlen, in Florenz zu bleiben, weil man auf dem Spaziergang mit dem geliebten Gegenstande keiner Dienerschaft bedarf.

Sind wir glücklich, so finden wir die Natur reizend; jedes Bosket, jede hübsche Stelle scheint uns zum Vergnügen aufzufordern; des Laubgangs Stille, des Waldes Majestät verbreiten über unser ganzes Wesen eine Rührung, welche unser Gemüth erhebt und unser Herz in süße Wallung bringt. Quält uns im Gegentheil ein tiefer Kummer, dann stillt die Landluft unsern Schmerz nicht; die Stille der Natur vermehrt nur unsere Melancholie; gleichgiltig sieht das Auge all die Schönheiten, die an unserm Blick vorübergehen, und das Dunkel der Wälder erzeugt in unserm Gehirn tausend finstere Gedanken, tausend Plane der Zerstörung.

An jedem Ort, der ihnen gefiel, hielten die beiden Liebenden an. Kamem sie zu einem dunkeln, buschigen Bosket, so hatte Felicia stets Lust auszuruhen; Heinrich hütete sich, anderer Meinung zu sein; aber durch fortwährendes Sitzen und

Aufstehen waren sie am Ende wirklich der Ruhe bedürftig. „Wahrhaftig, mein Herr, ich kann kaum gehen!... Es ist mir unmöglich, nach dem zu unserm Mahl bestimmten Orte zu kommen. — Ist's aber meine Schuld, Madame? War ich nicht bereitwillig zu sitzen, so oft es Ihnen Vergnügen machte? — O, freilich! mein Freund... Aber sieh, wir wollen nicht mehr sitzen, weil... — Weil? — Weil Du... aber so höre doch!... Du siehst doch... O! diesmal liegt die Schuld nicht an mir... Nun, mein Herr, müssen wir aufstehen. — Ja, meine Beste! — Ach Gott! wie weh thun mir die Rippen! — — Und mir die Knie! Ich werde vor acht Tagen nicht ausgehen können. Ein anderes Mal, mein Theurer! nehme ich Lesbia mit. — Und ich Frank. — Recht so, inzwischen aber wollen wir zu Mittag essen. — O, gerne! denn ich habe einen Wolfshunger!... — Und ich!“

Die jungen Leute gingen eiligst vorwärts, um ein Haus zu finden, wo man ihnen zu essen gäbe. „Ach, mein Freund! ich glaube, wir haben uns verirrt, denn ich sehe nirgends ein Haus. — Ich fürchte auch, meine Geliebte! — Ach! mein Gott! wenn uns die Nacht an diesem Ort überfiele!... — Was ist zu machen? Das wäre ein Unglück. — Aber, Theuerster! ich bin sehr furchtsam. — Nun dann würde ich Dich gegen Angriffe vertheidigen. — Sauberer Trost!...“

Nachdem sie lange umhergegangen waren, kamen sie endlich auf eine Straße und erblickten ein

einzelstehendes Haus. Es war Zeit, denn die Nacht brach herein. Sie eilten auf die Wohnung zu und sahen zu ihrer Freude, daß es gerade ein Wirthshaus war, zwar ziemlich unansehnlich, aber für sie das Manna des Volkes Israel.

Der Wirth, wie es schien, nicht an Gäste gewöhnt, empfing sie mit ausnehmender Artigkeit, indem er ihnen zum Voraus Alles, was sie wünschen konnten, anbot und sie versicherte, daß sie mit dem Nachtessen zufrieden sein würden.

„Was werden Sie uns aber geben?“ fragte Heinrich. — Macaroni, mein Herr. — Ich mag keine, sagte Felicia; in diesem verdammtten Lande ist man nichts Anderes... — Nun, Madame, dann gebe ich Ihnen Käse und Kuchen, den Sie loben werden. — Wie! ruft Heinrich aus, Käse und Kuchen, um sich den Magen einzurichten, wenn man seit dem Morgen nichts gegessen hat? — Und ordentlich Appetit bekommen, bemerkte Felicia. — Was ist zu machen, Herr? ich biete Ihnen das Beste an, was ich habe. — Wie! Sie haben nichts Anderes im Hause?... — Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe wohl etwas Geflügel, das ich schon seit vierzehn Tagen für eine Gelegenheit aufsparte. — Teufel, das muß zart sein!... — Köstlich, mein Herr! köstlich!... — Alsdann lassen Sie es schnell auftragen. — Ach, Herr! es hat einen kleinen Anstand... — Welchen? — Es ist schon von zwei vor Ihnen angekommenen Offizieren bestellt, welche in Erwartung ihres Nachtessens oben Karten

spielen. — Ha! Teufel... fluchte Heinrich, das ist ärgerlich. — Aber, mein Freund, sagte Felicia, diese Herren werden gewiß so galant sein, ihr Nachtessen einer Dame abzutreten; denn sicherlich haben sie keinen so entsetzlichen Hunger wie wir... — Ach! Madame! entgegnete der Gastwirth, Sie wissen, die jungen Leute thun sich nicht mehr in der Galanterie hervor... — Gleichviel, Herr Wirth, nimmt Heinrich wieder das Wort, haben Sie die Güte, mit den Herren zu sprechen, und machen Sie, daß diese einwilligen. — Ich gehe, mein Herr, und werde mein Möglichstes thun.“

Der Wirth ging hinaus; unterdessen ließ Heinrich den Tisch decken; er war nicht minder ungeduldig als Felicia, das Resultat der Sendung ihres Wirths zu vernehmen.

Sie begannen an dem guten Erfolg zu zweifeln, als die Tritte mehrerer Personen die Treppe herab sie benachrichtigten, daß die Herren selbst ihre Bitte beantworten wollen. „Wir wollen einmal die Dame ansehen, sagte der eine. — Ist sie hübsch?“ der andere. Heinrich blickte Felicia lächelnd an und gewahrte voll Erstaunen, daß sie die Farbe wechselte.

Die beiden Militärs traten lachend in den Saal; zwei junge wohlgebaute Leute, die aber sehr lockeren Zeisigen gleichsahen. „Verzeihung, Madame, sagte der eine, näher tretend, wenn wir uns die Freiheit nehmen, selbst Ihnen anzubieten... Doch was seh' ich! ich täusche mich nicht... es

ist Felicia, rief er, sich an seinen Kameraden wendend, aus. — Ja! wahrlich, sie ist's," versetzte der andere.

Heinrich ward roth vor Zorn, umsonst suchte Felicia den Herren ihre Züge zu verbergen und wußte nicht, welches Benehmen sie beobachten sollte. Einer der Militärs trat auf sie zu und umfing sie ganz ungezwungen mit seinen Armen: „Wie, meine Schöne!... Dich sehe ich wieder! sagte er und wollte einen Kuß rauben; aber Felicia stößt ihn kräftig zurück. Was! rief er aus, Du machst die Spröde! Doch als Du die Königinnen auf dem großen Theater zu Neapel spieltest, warst Du nicht so strenge. — Was soll das heißen, mein Herr? sagte Heinrich, voll Wuth auf den Militär zugehend. — Zum Henker! mein Herr, das sehen Sie wohl. — Der also ist Dein neuer Liebhaber, Felicia? fährt der zweite Offizier höhnisch lächelnd fort; ich wünsche Dir Glück; er ist noch jung, Du wirst ihn bilden. — Unverschämter! schrie Heinrich, den jungen Mann mit zornfunkelnden Augen betrachtend; ich will Dich lehren, daß ich keiner Lektion bedarf, um Leute Deiner Art zu züchtigen.“ Damit versetzte er dem Zunächststehenden eine tüchtige Ohrfeige. Dieser zieht wüthend seinen Säbel und will damit über Heinrich herfallen, aber er parirt den Hieb mit einem Tisch, dessen er sich wie eines Schildes bedient. Der andere Offizier läßt augenblicklich Felicia los, um sich mit seinem Kameraden zu verbinden. Unterdessen entflieht die

Dame aus dem Zimmer. Die beiden Militärs sind gleich ein paar Löwen wider Heinrich; allein dieser thut Wunder; und während er die ihm zugegedachten Hiebe mit seinem Tische parirt, schickt er ihnen noch zu, was ihm unter die Hände fällt: Schüsseln, Flaschen, Sessel, Krüge, Alles wird im Zimmer umher gegen einander geschleudert. Der Wirth sucht den Frieden wieder herzustellen und die Kämpfenden zu trennen; aber wie er sich unter sie mischt, empfängt er einen für Heinrich bestimmten Säbelhieb und rollt unter Bänke und Tische, schreiend, er sei todt. Unser Held hat das Glück, einen der Offiziere mit einer Flasche an den Kopf zu treffen; der Wurf betäubte ihn so völlig, daß er bewusstlos neben dem Wirth nieder sank. Sein Kamerad ward dadurch noch erbitterter gegen Heinrich, welcher seine Kräfte zu verlieren begann und vielleicht unterlegen wäre, wäre nicht eine Menge Bauern, von der Wirthin herbeigerufen, zu sehr gelegener Zeit eingetreten und hätte dem Scharmükel ein Ende gemacht. Heinrich benützte die Verwirrung, um die Thüre zu gewinnen: zwei Pferde waren im Hofe; er bestieg eines und langte im größten Galopp in Florenz an.

„Wie, Herr, Sie sind's? Ich glaubte, Sie würden heute Nacht nicht hier schlafen. — Nein, Frank, wir schlafen auch nicht mehr hier. — Was soll das heißen, Herr? — Zahle augenblicklich den Wirth, saddle die Pferde und laß uns auf der Stelle abreisen. — Wie! Herr! mitten in der

Nacht? ... — Vorwärts! keine Bemerkungen, thu, was ich Dir sage!"

Frank eilt zu gehorchen, denn er sieht, daß sein Gebieter nicht in der Laune ist, seine Vorstellungen anzuhören. Wie die Pferde bereit sind, steigen Heinrich und Frank auf und verlassen Florenz mitten in der Nacht.

Zwölftes Kapitel.

Rom.

„Man muß gestehen, Herr, es ist ein närrisches Ding um das Verhängniß!... Oftmals scheidert man in seinen Planen gerade in dem Augenblick, wo man glaubt, sie gelingen zu sehen... Ein glücklicher Zufall kommt, wenn man jede Hoffnung verloren hat; und im Begriff auf den Ball zu gehen, krat! bricht man Arm oder Bein und bleibt sechs Monate in das Bett gebannt... In Wahrheit, Herr, wenn man vernünftig wäre, würde man nie Pläne für die Zukunft schmieden, sondern ruhig abwarten bis das Buch des Verhängnisses vor uns aufgeschlagen liegt.“

Frank, neben seinem Herrn reitend, vertrieb sich damit die Zeit, daß er diesem seine Betrachtungen mittheilte. Obgleich nur ein gewöhnlicher Diener, hatte er beobachtet, nachgedacht und theilte seine Betrachtungen Heinrich mit. Die Vernunft-

schlüsse mancher Philosophen beruhen häufig auf nichts weiter als dem Geschehenen.

„Wozu all dieser Galimathias? fragte Heinrich aus seinen Träumereien erwachend. — Weil wir uns hier auf der Straße nach Rom befinden, in dem Augenblick, wo ich am wenigsten daran dachte... und Sie vielleicht auch nicht, gnädiger Herr? — Er hat Recht,“ dachte Heinrich bei sich selbst; aber er mochte Frank ein Abenteuer nicht erzählen, das seine Eigenliebe verletzte und das er völlig aus seinem Gedächtniß verwischen wollte. — „Fühlen Sie den Regen nicht, Herr? sagte Frank nach einstündigem Schweigen. — Ja, aber was ist da zu machen? — Meiner Treu, ich sehe nicht ein, was uns hindern sollte, lieber unter ein Obdach zu gehen als uns die Haut durchneken zu lassen, denn ich glaube, es zieht ein Gewitter heran. — Du hast Recht: nun so laß uns denn einen Zufluchtsort suchen, bis der Sturm vorüber ist. — Wohlgesprochen, Herr, aber ich sehe keinen. — So reiten wir fort!“

Nach langem Suchen erblickte Heinrich ein altes, halbverfallenes Gebäude, das völlig verlassen schien. „Siehst Du diese alten Mauern, Frank? Dort werden wir Zuflucht finden. — Ich zweifle sehr, denn dieses Bauwesen hat ein ziemlich schlechtes Aussehen und dient vielleicht schon lange nur noch Räubern zum Schlupfwinkel. — Hättest Du Furcht davor? — Ach! mein Gott! nein, Herr, denn wenn mein Verhängniß will, daß

ich dort ermordet werde, so ist Alles umsonst, was ich thue, ich kann ihm nicht ausweichen. — Nun, ich sehe, Deine Philosophie ist zu etwas gut; doch wir wollen unsere Pferde antreiben und uns beeilen, denn der Sturm wird heftiger.“

Endlich kamen sie vor das alte Gebäude, das ein ehemaliges Kloster zu sein schien: sie schritten über einen mit Schutt gefüllten Hof und traten unter einen geräumigen Kreuzgang, welchen die Zeit etwas mehr verschont hatte. „Weißt Du wohl, Frank, daß dieser Ort etwas Romantisches hat, und es mich nicht wunderte, wenn uns hier irgend ein außergewöhnliches Abenteuer aufstieße? — Mich ebenfalls nicht, gnädiger Herr! man sagt überdies, sie seien in diesem Lande nicht sehr selten.“

Kaum hatten sie zu sprechen aufgehört, als sich hinten in dem Kreuzgang ein dumpfer Laut vernehmen ließ. „Hast Du gehört, Frank? — Ja, gnädiger Herr, es belauscht uns Jemand. — Gehen wir darauf zu, sagte Heinrich; ich bin begierig zu wissen, wer es ist.“ Frank und sein Gebieter setzten sich alsbald in Marsch; je weiter sie aber kamen, um so weiter schien sich Jemand vor Ihnen davon zu machen. Am Ende der Gallerie fanden sie eine Treppe und stiegen, im Finstern tappend, hinauf; die fliehende Person machte in der Eile einen Fehltritt, fiel herab, und Heinrich packte sie am Kragen. Ach! Gnade! bringt mich nicht um, Herr Räuber! rief der Festgehaltene, vor Heinrich

auf die Knie sinkend. — Wer bist Du? fragte ihn dieser. — Ein armer Bedienter, der keinen Heller hat. — Bist Du allein hier? — Nein, Herr Räuber, ich bin mit meiner Herrschaft, die mich auf Kundschaft ausschickte. — Führe mich zu ihr! — Ja, Herr Räuber, gerne."

Heinrich hielt den Unbekannten, dessen Wahrhaftigkeit er bezweifelte, noch immer fest; dieser führte sie in ein oberhalb dem Kreuzgang befindliches Gemach und rief unter der Thüre: „hier ist der Räuberhauptmann!"

Heinrich war sehr erstaunt, sich in einem Zimmer zu befinden, wo man ein gutes Feuer angezündet und mehre Fackeln angezündet hatte, und in welchem eine Dame von etwa dreißig Jahren mit einem andern viel jüngern Frauenzimmer und vier Männern in Livree, die aufrecht hinter ihr standen, einquartirt war. Auf den Ausruf von Heinrichs Führer beim Eintritt, machte die Dame eine Bewegung des Entsetzens und die vier Männer sprangen nach ihren Feuergewehren.

„Ohne Furcht, meine Herren! sagte Heinrich lachend; ich bin kein Räuber, sondern ein Reisender und der hier ist mein Diener. Es war mir sehr lieb, zu sehen, wohin mich dieser Mensch führen würde, und endlich zu erfahren, mit wem ich es zu thun habe."

Hierauf trat Heinrich zu der Dame, indem er sie um Entschuldigung wegen des verursachten Schreckens bat und ihr gestand, daß er keine so große

Gesellschaft an einem verlassen scheinenden Orte zu finden glaubte.

Die Dame belehrte ihn, daß sie die Marquise von Belloni sei, eine Reise nach einem ihrer Güter bei Florenz gemacht habe und nach Rom zurückkehre; vor dem alten Gebäude von dem Gewitter überrascht, sei sie lieber hier eingetreten, um das Leben ihrer Dienerschaft nicht aufs Spiel zu setzen.

„Ich habe diesen Menschen, fügte sie, auf Heinrichs Führer deutend, hinzu, auf Kundschaft ausgesandt, und da ich seine Feigheit kenne, durste ich mich wohl auf einige Mißgriffe gefaßt machen; doch ich bin entzückt, mein Herr, daß er unser Zusammentreffen veranlaßt hat.“

Heinrich erwiderte dieses Compliment auf die galanteste Weise und unterrichtete die Marquisin gleichfalls von seinem Namen und dem Zweck seiner Reise. Als sie Heinrichs Namen und Stand hörte, schien sie noch mehr zufrieden mit diesem Vorfall, und es entspann sich ein sehr eifriges Gespräch. Frank seinerseits suchte mit der jungen Person, wie es schien die Kammerfrau der Marquisin, Bekanntschaft anzuknüpfen, aber Julie (so hieß sie) hörte nicht sehr auf denselben, sondern faßte Heinrich scharf ins Auge.

Die Marquisin und Heinrich vergaßen im Gespräch, daß die Nacht vorübergehe; allein die Dienerschaft, welche sich wahrscheinlich nicht so gut unterhielt als die Gebieterin, machte ihr bemerklich, daß der Tag zu grauen beginne. Die Marquisin

erkundigte sich nach dem Wetter; man sagte ihr, der Sturm sei vorüber, aber der Regen falle immer noch in Strömen; nun bat sie Heinrich, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen, da er sich gleich ihr nach Rom begeben. Heinrich, dem Juliens Seitenblicke nicht unbemerkt geblieben, und der die Marquisin sehr schön fand, hütete sich wohl, es auszuschlagen, und man machte sich wieder auf den Weg.

„Aha! sprach Frank bei sich selbst, ich sehe wohl, dieses Abenteuer, das einen so romantischen Anstrich hatte, wird ein eben so prosaisches Ende nehmen wie andere.“

Heinrich war mit den beiden Damen im Wagen. Die Marquisin wünschte, er solle an ihrer Seite Platz nehmen; Julie setzte sich Heinrich gegenüber, mit schmollender Miene, die ihr indes zum Entzücken gut stand. Diese Julie war ein ganz hübsches Mädchen: ihre Augen hatten einen wunderlieblichen Ausdruck und gewöhnlich ruhten sie auf Heinrich, wenn sich Julie von ihrer Gebieterin nicht beobachtet sah. Die Marquisin war ein vollendet schönes Weib: ihr edler, eleganter Wuchs wurde durch ein Gesicht von regelmäßiger Schönheit noch mehr gehoben; ihre Haare waren von glänzendem Schwarz; und ihre Augen, voll Feuer und Lebhaftigkeit, verkündeten ein heißes Gemüth und einen ungestümen Charakter.

Ohne weitem Unfall langten die Reisenden in Rom an; und beim Abschied lud die Marquisin

unfern Helden ein, ihr Vöters Gesellschaft zu leisten. Heinrich versprach's mit einem Blick auf Julie, welche es nicht weniger sehnlich zu wünschen schien.

„Mindestens, sprach Heinrich bei sich selbst, als er zur Auffindung einer Wohnung die Straßen Roms durchstreifte, — ist diese Frau wirklich eine Marquisin und hat auf keinem Theater die Prinzessinnen gespielt.“

Nachdem Heinrich den elegantesten Gasthof der Stadt gewählt, ließ er Schneider und Kaufleute kommen, um sich nach dem neuesten Geschmack und aufs Reichste zu kleiden. „Gnädiger Herr, sagte Frank, wissen Sie, daß diese Marquisin da Sie zu Grunde richten wird, wenn's so fortgeht? — Dummkopf! glaubst Du, mein Vater werde sich weigern, mir so oft und so viel Geld zu schicken, als ich brauche? — Ei, gnädiger Herr! er dürste nur Ihrer Reisen müde werden und Ihnen befehlen, nach Hause zurückzukommen! — Nun, alsdann wird's immer noch Zeit sein, uns einzuschränken.“

Gleich am Abend seiner Ankunft begab sich Heinrich zur Marquisin von Belloni. Sie wohnte im schönsten Theile der Stadt; ihr Hôtel war äußerst prachtvoll, und Alles bei ihr athmete Luxus und Eleganz.

Eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft war bei ihr versammelt. Die Marquisin empfing Heinrich auf die grazibseste Weise und stellte ihn den ausgezeichnetsten Personen vor, welche ihn, auf

diese Empfehlung hin, mit Artigkeiten überhäufte und ihm alle Aufmerksamkeit erwies.

In einem so glänzenden Cirkel war unser Held noch nie gewesen. Von reizenden Frauen umgeben, welche sich um seine Eroberung zu streiten schienen, und durch die Zuorkommenheit der Marquisin geschmeichelt, glaubte er sich auf der höchsten Stufe der Ehre.

Da er sich inmitten so vieler Leute nicht häufig mit der Marquisin unterhalten konnte, setzte er sich, um die Zeit zu tödten, an einen Spieltisch. Bald steigerte das vor ihm schimmernde Gold seine Einbildungskraft; und da er überdies den Mitspielenden gleichthun wollte, verlor er in einem Nu Alles, was er bei sich hatte.

Hierauf ging er ruhig im Salon umher, die verschiedenen Personen der Versammlung genauer betrachtend, als er am Eingang zu bemerken glaubte, daß ihm Jemand winkte. Der Gedanke an Julie, die er noch nicht gesehen, trat augenblicklich vor seinen Geist; und mit der Absicht, sich von der Wahrheit zu überzeugen, verabschiedete er sich von der Marquisin. Diese sagte, sie erwarte ihn den andern Morgen beim Frühstück: er versprach zu kommen und verließ langsamen Schrittes den Salon.

Kaum lag die Thürschwelle hinter ihm, als ihn eine Frau bei der Hand nahm und ihr zu folgen bat. Heinrich erkannte Julie nicht, doch ließ er sich führen. Man wanderte mit ihm durch eine

lange Reihe nicht erleuchteter Zimmer, sagte ihm hierauf in einem kleineren Gemache, wo man anhielt, er möchte einen Augenblick warten, und ließ ihn in der Dunkelheit allein.

„Was will das heißen? dachte Heinrich, als er sich selbst überlassen war. Dieses Abenteuer nimmt eine ganz pikante Wendung. Doch vergessen wir nicht, daß wir in Italien sind, und Italien das Land der Wunder ist.“ Auf alle Fälle gerüstet, setzte er sich auf einen Sopha und schief in Erwartung der Fortsetzung dieser Begebenheit ein.

„Wie, Sie schlafen? sprach ein sanftes Stimmchen, wobei man Heinrich leicht rüttelte. — Du bist's, reizende Julie! antwortete Heinrich erwachend. Es scheint mir, Du ließeest mich ziemlich lange schlafen. Julie (denn sie war es) bekannte, er sei schon länger als eine Stunde da, und sie hätte sogar gefürchtet, er möchte sich entfernt haben. — Ei! und wohin sollte ich gegangen sein, da ich die Kreuz- und Quergänge dieses Hôtels nicht kenne? Warum aber hast Du mich so lange allein gelassen? — Weil die Frau Marquisin mich rufen ließ und ich nicht bald abkommen konnte... Aber lassen Sie mich doch, mein Herr... ich bitte Sie; ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen. — Das sagst Du mir ein ander Mal. — Nein, mein Herr... Aber so hören Sie doch auf... Wenn die Frau Marquisin käme...“

Der großen Anstrengungen Juliens ungeachtet, benützte Heinrich die Dunkelheit, um seine Kühnheit

zu verdoppeln, und man überließ ihm einen Sieg, den man nie die Absicht hatte, streitig zu machen.

„Jetzt werden Sie mich hoffentlich anhören, mein Herr! — O ja, theure Julie! ich bin ganz Ohr. — So wissen Sie denn, mein Herr, daß... Ach, großer Gott! ich glaube, da kommt die Frau Marquisin... — In der That, ich höre etwas. — O Himmel! muß sie gerade diesen Weg nehmen, um in ihr Schlafzimmer zu gelangen. — Nun, was läge denn daran, wenn sie mich sähe? — Ach, mein Herr! ich wäre unwiderbringlich verloren. — Ich sage, ich hätte mich im Weggehen im Hôtel verirrt. — O, Sie kennen den mißtrauischen Charakter der Marquisin nicht; sie würde Vermuthungen anstellen; ich weiß gewiß, sie liebt Sie, und wir beide wären verloren. — Was ist nun zu machen? — Sie kommt näher... Ich höre ihre Stimme; Sie müssen sich verbergen. — Aber wo? — Hier, in diesem Schrank wird Raum genug für Sie sein. — Da drinnen werde ich aber ersticken. — O nein, nein!... Rühren Sie sich nicht, und ich befreie Sie, sobald Madame zu Bette ist.“

Es war Zeit, daß Heinrich sich verbarg, denn bald trat die Marquisin, eine Kerze in der Hand, in das Kabinet. — „Ah, da bist Du, Julie! Wohin warst Du denn gegangen? Seit zwei Stunden suche ich Dich überall. — Aber Madame... ich war in Ihren Gemächern, zu sehen, ob nichts fehlte. — Wie? Du warst also ohne Licht? — Gnädige Frau, das meinige verlöschte... —

Schon recht; komm, kleide mich aus! — Madame geht schon zu Bette! — Warum schon? es ist ja bald drei Uhr. — Ach, Sie haben Recht, gnädige Frau."

Julie folgte der Marquisin, das Schicksal verwünschend, das sie von dem Geliebten trennte, und in einem Augenblick, wo er ihrer so sehr bedurfte. Heinrich war in der That nicht im behaglichsten Zustande in einem Schranke, der zwar zum Aufhängen der Kleider der Frau Marquisin paßte, wo er aber seine Stellung nicht verändern konnte und der Mangel an frischer Luft seine Qual noch erhöhte. Umsonst wollte er versuchen, die Thüre seines Käfigs zu öffnen; Julie hatte zu größerer Sicherheit den Schlüssel mitgenommen und von innen ging das Schloß nicht auf. „Ach! sprach Heinrich bei sich selbst, Müller, mein Lehrer, hatte mir richtig gesagt, die Weiber werden mich zu dummen Streichen verleiten!..." Nach einer qualvollen halben Stunde beschloß Heinrich endlich, sich um jeden Preis aus einer Lage zu befreien, die ihm unerträglich ward. Ueberdies hätte er vergeblich auf Juliens Hülfe gewartet; die Marquisin, die etwas zu argwohnen schien, führte Julie aus dem an ihr Schlafzimmer stoßenden Cabinet und zog die Thüre hinter sich zu, so daß sich das arme Kind genöthigt sah, ihren Geliebten der Gnade eines andern Weibes preiszugeben; doch hoffte sie, Heinrich werde, von der Abendgesellschaft ermüdet, ruhig in seinem Verstecke einschlafen.

„Meiner Treu, entstehe daraus, was dem Himmel gefällt, sagte Heinrich, allein hier muß ich auf jeden Fall heraus.“ Damit fing er an der Thüre des Schrankes zu rütteln an; zu seiner Freude bemerkte er, daß sie durch das Aufheben ein wenig aus ihren Angeln trat; er benützte diese Entdeckung und war bald befreit; aber das war noch nicht genug; man mußte aus dem Hôtel herauskommen, und darin lag die Hauptschwierigkeit.

Heinrich befand sich, seinen Schlupfwinkel verlassend, in derselben Finsterniß wie früher. Wie sollte er den Weg wieder finden? ... Wie nicht irgend einen Mißgriff begehen? ... „Gehen wir nur gerade aus, sprach er, das muß mich jedenfalls an einen Ort führen.“ Nach einigem Umhertappen auf den Zehen, fand er eine offene Thüre und trat in ein anderes Gemach. „Suchen wir hier ein wenig nach einer Treppe,“ fuhr er jetzt in seinem Selbstgespräch fort. Und an der Wand fortschleichend, fühlte er statt einer Treppe ein Bett vor sich. „Teufel,“ dachte er, „vielleicht das Bett der Marquisin! ...“ Ein leichter Seufzer benachrichtigte ihn, daß es besetzt sei; da er keine Lust hatte, die Person zu beunruhigen, entfernte er sich eilends, als beim Vorübergehen an einem Gueridon sein Frack an einem Porcellan-service hängen blieb, das beim Fallen auf den Stubenboden zerbrach.

„Wer ist da?“ rief eine bestürzte Stimme, welche Heinrich für die der Marquisin erkannte.

Was war zu thun? ... „Wahrlich, dachte Heinrich, besser, für einen Liebhaber zu gelten, als für einen Dieb; überdies noch das einzige Mittel, das mir bleibt, und ich will mich aus der Sache ziehen, so gut ich kann. Mit diesem Entschluß trat Heinrich zu der Marquisin und sagte: Werden Sie meine Kühnheit entschuldigen, Madame? Nur eine Liebe wie die meinige kann Sie vermögen, meinen Schritt zu verzeihen.“

„Wie, Herr von Gramberg, Sie sind's! ... um diese Stunde! ... in meinem Zimmer! — Ja, Madame, es gelang mir, Ihre Dienerin Julie zu gewinnen; von meiner flammenden Liebe für ihre Gebieterin gerührt, verbarg sie mich in Ihrem Gemach... — Wär's möglich? ach, jetzt wundre ich mich nicht mehr über ihre Verlegenheit! ... Aber das ist abscheulich! ... etwas Entsetzliches! ... Die Verwegenheit zu haben, zu ... — Wie! Sie sind fühllos für die zärtlichste Liebe? ... Nun wohl, dann entferne ich mich, gnädige Frau, ich fliehe Sie für immer... — Halten Sie ein! ... Und wohin wollen Sie jetzt gehen? Sieht man Sie aus meinen Gemächern kommen, so bin ich verloren! ... — Gut denn, gnädige Frau! was befehlen Sie? — Bleiben Sie also! es muß wohl sein, als einziges Mittel, meinen Ruf zu retten! ...“

Heinrich blieb und that so wohl ~~deran~~ ^{vorher}, daß ihn die Marquisin am andern Morgen aufforderte, sie noch nicht zu verlassen.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, erlangte Heinrich die Erlaubniß der Marquisin, sich nach Hause zu begeben. Nachdem er aufs Zärtlichste Abschied genommen, öffnete er leise die Thüre des Kabinetts und ging die Treppe hinab; kaum hatte er einige Schritte gemacht, als Julie dicht vor ihm stand. „Wie! Sie sind's, mein Herr? — Ja, Julie, ich selbst. — Und wie sind Sie aus Ihrem Schranke herausgekommen? — Ich that, so gut ich konnte; aber in Wahrheit, liebe Julie, ich bin jetzt zu müde, um Dir's erzählen zu können... — Wenn Sie jetzt, wo die Frau Marquisin schläft, in mein Zimmer heraufkommen möchten... — Nein, Theuerste, es ist Zeit, nach meinem Gasthofe zurückzukehren; diesen Abend will ich Dir sagen, was Du wissen willst.“ Mit diesen Worten ging Heinrich die Treppe hinab und verließ eilends das Hôtel der Marquisin.

„Wahrhaftig, ich begreife gar nicht,“ sprach Julie bei sich selbst; und voll Ungeduld erwartete sie den Augenblick, wo sie sich zu ihrer Gebieterin begeben mußte. Gegen die Mittagsstunde klingelte die Marquisin. Julie ging in größter Eile hinab, nicht wissend, ob sie fürchten oder hoffen sollte; aber wie angenehm ward sie überrascht, als sie ihre Gebieterin in der herrlichsten Laune sah, und

diese sie nur ihre liebe, gute Julie nannte. Da Julie nicht wußte, was sie aus einem so schmeichelhaften Empfang abnehmen sollte, glaubte sie am Ende, die Marquisin sei mit Allem unbekannt, und letztere blieb bei ihren Liebkosungen und ihrer Freundlichkeit, ohne ihr ein Mehres über das sagen zu wollen, was sie von Julien schon errathen wähnte.

Zu Hause schrieb Heinrich an den Oberst, ihn um Geld zu bitten, und schickte Frank mit dem Brief nach der Post. Nachdem Frank die Adresse gelesen, blickte er seinen Herrn lächelnd und mit einer Miene an, welche sagen wollte: „Da sind ja meine Vorhersagungen schon in Erfüllung gegangen.“ Aber Heinrich warf sich auf sein Bett, ohne ein Wort zu sprechen, und Frank sagte bei sich selbst: „Wenn sein Verhängniß will, daß er sein Geld verlieren soll, so ist's nicht möglich, ihn davon abzubringen.“

Mehre Monate verflossen auf gleiche Weise. Heinrich theilte seine Zeit zwischen der Marquisin, Julien und dem Spiel. Der Oberst hatte ihm das erbetene Geld geschickt, und Heinrich sah sich im Stande, diese Lebensweise fortzusetzen; überdies war ihm das Spielglück, das ihn anfangs mißhandelte, günstig geworden, und er ergab sich mit Eifer einer Leidenschaft, welche ihn zuweilen die Marquisin und Julien vernachlässigen ließ.

So standen die Sachen, als eine junge neapolitanische Gräfin in den Circeln der Marquisin erschien.

Heinrich konnte sie nicht sehen, ohne jene Liebe für sie zu fühlen, die er schon für die letztere empfunden hatte. Die junge Gräfin ihrerseits sah unsern Helden nicht mit Gleichgültigkeit; aber die Marquisin, bis zum Uebermaß eifersüchtig, las in Heinrichs Augen dessen neue Leidenschaft und beschloß, sich an dem Treulosen zu rächen.

Die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Heinrich empfing ein Billet, worin man ihn einlud, sich vor das Haus der Gräfin zu begeben, und ihm sagte, er werde zu seiner Geliebten geführt werden. Nicht zweifelnd, dieses Billet komme von der Gräfin selbst, rüstete sich Heinrich, im Hochgefühl erhörter Wünsche, zu seinem Rendezvous und ließ der Marquisin, welche ihn dieses Abend erwartete, sagen, er sei unwohl und könne sich nicht bei ihr einfinden.

Als die Stunde des Stelldicheins herankam und sich Heinrich zum Gehen anschickte, klopfte man mehrmals an seiner Thüre. „Vielleicht die Marquisin, sagte Heinrich zu Frank; man muß ihr nicht öffnen.“ Doch die Worte: „Deffnen Sie, öffnen Sie unbesorgt,“ mit ängstlicher Stimme ausgesprochen, bestimmten ihn, zu sehen, wer es sein könne; er schloß auf und sah Julien in sein Gemach treten.

„Sie sind verwundert über meinen Besuch, gnädiger Herr, redete Julie ihn an, wenn Sie aber den Beweggrund desselben kennen, werden Sie mir, hoffe ich, Dank dafür wissen. — Was

soll das heißen, Julie? — Das soll heißen, mein Herr, daß die Frau Marquisin Ihre neue Leidenschaft für die junge neapolitanische Gräfin, welche seit Kurzem in ihr Haus kommt, kennt... — Wie, Julie!... Du kannst denken? ... — Ach!... mein Herr, mich können Sie nicht täuschen, ich weiß in Ihrem Herzen zu lesen; aber ich liebe Sie zu sehr, als daß ich mich rächen möchte, selbst wenn ich es könnte!... Ich will Sie im Gegentheil aus der Schlinge retten, in die Sie zu fallen im Begriff stehen. — Was willst Du damit sagen, Julie? — Sie haben diesen Morgen ein Billet erhalten. — Es ist wahr. — Man gibt Ihnen darin ein Rendezvous für die heutige Mitternachtsstunde vor dem Hause, das die Gräfin bewohnt. — Wer hat Dich aber von dem Allem unterrichtet? — Ei! wie sollte ich's nicht wissen, da die Frau Marquisin Ihnen dieses Billet schreiben ließ? — Die Marquisin? — Sie selbst. — Und in welcher Absicht? — Zu sehen, ob Sie treulos an ihr werden, indem Sie an den Ort des Stelldicheins gehen. — Und wenn ich hingehe? Sie ist eine Italienerin; damit basta! — Wie? Du hältst sie für fähig, zu...? — Die Eifersucht macht sie wüthend gegen Sie, und wenn Sie mir glauben, so gehen Sie nicht zu diesem Rendezvous. — Sei ruhig, liebe Julie, wenn ich hingehe, werde ich meine Vorsichtsmaßregeln ergreifen. — Uebrigens habe ich Sie gewarnt, jetzt lasse ich Sie allein: Ihr Schicksal liegt in Ihren eigenen

Händen. — Leb wohl, theure Julie, glaube mir, ich werde mein Lebenlang nicht vergessen, was Du für mich gethan.“

Mit diesen Worten drückte sie Heinrich zärtlich an sein Herz, und sie entfernte sich schnell.

„Ein gutes Mädchen, diese Julie, sagte Frank zu seinem Herrn, als sie fort war; ich habe nicht gehört, was sie Ihnen sagte, und doch bin ich sicher, daß es zu Ihrem Besten ist... — Frank! — Gnädiger Herr! — Halte zwei Pferde bereit und packe unsre Mantelsäcke... — Wie? gnädiger Herr!... reisen wir ab? — Thu, was ich Dir sage und erwarte mich; in einem Augenblick bin ich zurück. — Ganz recht, gnädiger Herr!“

Damit hüllte sich Heinrich in seinen Mantel und eilte an den zum Stelldichein bezeichneten Ort. Er wollte sich selbst überzeugen, wie weit die Marquisin ihre Rache treibe; doch gebrauchte er die Vorsicht, einen Degen und ein Paar Pistolen unter den Mantel zu nehmen.

Mitternacht hatte so eben geschlagen, als Heinrich vor dem Haus der Gräfin anlangte. „Ich komme vielleicht zu spät, sagte er bei sich selbst, und der ausgedachte Streich wird unterbleiben.“ Er ging inzwischen vor dem Hause auf und ab, welches die Ecke einer kleinen dunkeln Straße bildete und durch seine vereinzelte Lage sich für die Absichten der Marquisin eignete.

Er wartete seit einigen Minuten, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, mit einer Blendlaterne

in der Hand, aus der kleinen Straße hervorkam und gerade auf Heinrich zuging. „Ihr seid pünktlich, sagte er zu dem letztern, so ist's gut: folgt mir, ich führe Euch zur Gräfin. — Und warum treten wir nicht durch diese Thüre ein? fragte Heinrich den Unbekannten. — Weil Ihr von Jedermann gesehen würdet, und da eine geheime Pforte auf die Straße hier führt, hat mir die Frau Gräfin aufgetragen, Euch durch diese einzuführen. — Voran also, ich folge Euch.“

Heinrich stellte sich, als folge er seinem Führer ohne Mißtrauen! aber er zog sachte seine Pistole unter seinem Mantel hervor und hielt sich auf Alles gefaßt. Kaum waren sie um die Straßenecke herum, als zwei andere Männer aus einem Hinterhalt hervorbrachen und unversehens auf Heinrich losstürzten. Unser Held empfing sie mit der Pistole in der Hand, und unverweilt auf sie abfeuernd, streckte er beide leblos zu Boden.

Wie der Mann mit der Laterne seine Kameraden fallen sah, dachte er nur noch an seine Flucht. Heinrich lief hinter ihm her, aber sein Meuchelmörder kannte die Schleichwege der Stadt besser und entschwand seinen Blicken schnell. Sich besinnend, daß, wenn er diesen verfolgen wolle, er auf eine noch größere Zahl stoßen könne, hielt es Heinrich für klüger, in seinen Gasthof zurückzukehren, und nach vielen Umwegen fand er ihn endlich wieder.

„Oh! oh! es scheint der Abend war hitzig,

sagte Frank, als er Heinrich die entladenen Pistolen auf einen Tisch legen sah. — Ja, lieber Frank: da lade sie wieder. — Will der gnädige Herr wieder von vorne anfangen? — Nein, aber wir reisen. — Ah! es scheint, Sie haben genug... Und wohin gehen wir, gnädiger Herr? nach Neapel? — Nein, ich habe Italien satt. — Desto besser, wahrlich, dies Land langweilte mich auch, ich... — Wir gehen nach Frankreich, nach Paris, vielleicht bin ich dort glücklicher als bisher... und finde Diejenige wieder, für welche ich mein Leben hingäbe! — Wie? Herr, Sie denken ihrer noch? — Ob ich an sie denke!... ach!... Frank, glaubst Du diese rauschenden Vergnügungen, diese Leidenschaften eines Augenblicks, welche seit meiner Abreise meinen Geist in Anspruch nahmen, hätten das Andenken an meine theure Pauline aus meiner Seele verwischen können?... Nein; diese so verführerischen Frauen haben meinen Kopf eingenommen, meine Sinne verwirrt, aber keine ist bis zu meinem Herzen gedrungen. — Das sehe ich wohl, daß Ihr Gefühl für Ihre Unbekannte die wahre Liebe ist... — O ja!... die zärtlichste, aufrichtigste Liebe!... — Aber die Pferde stehen bereit, gnädiger Herr! — Warum sagtest Du denn nichts?..."

„Sonderbar, sprach Frank, als er Rom mit seinem Herrn verließ, daß wir uns immer mitten in der Nacht auf die Reise begeben: das ist das Verhängniß!..."

Vierzehntes Kapitel.

Paris.

Heinrich und sein Diener trafen nach kurzem Aufenthalt in Turin und Lyon zu Paris ein, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre.

„Wahrlich, gnädiger Herr, sprach Frank zu seinem Gebieter beim Eintritt in die Hauptstadt des Vergnügens und der Heiterkeit, auf den ersten Anblick gefällt mir diese Stadt besser als alle, durch die wir bis jetzt gekommen sind. Da sehen Sie einmal all diese hin- und herrennenden Leute; eine immerwährende Bewegung!... Bei jedem Schritte finde ich Gegenstände, die die Neugierde erregen, wollte man hier auch traurig sein, könnte man's doch nicht. Und die Frauen, Herr!... die sind reizend... Sagen Sie offen, haben Sie irgendwo welche gesehen, die solche Haltung, solche Anmuth, solche Eleganz hätten... welche die Männer mit einem so schmeichelhaften, ausdrucksvollen Lächeln anblicken?... Ach, gnädiger Herr! ich bin ganz entzückt!... — Zum Teufel!... Frank, Du wirst beredt! — Der Anblick begeistert mich, Herr... — Laß Deinen Anblick und beschäftige wir uns mit Auffuchung eines Hôtels, wo ich anständig wohnen kann.“

Heinrich quartirte sich im Viertel der Chaussée d'Antin ein, und noch denselben Abend durchstreifte er die besuchtesten Schauspiel- und Caféhäuser der

Stadt. Von Mattigkeit erschöpft, kam er um zwei Uhr Morgens in sein Hôtel zurück und fand Frank, seiner wartend, mit etwas minder heiterer Miene als am Morgen. „Was hast Du denn, Frank? fragte Heinrich; langweilst Du Dich schon in Paris? — O nein! Herr, das nicht. — Nun! warum hast Du denn diesen Abend eine ganz andere Miene als diesen Morgen? — Ach, Herr! es ist mir ein kleines Abenteuer aufgestoßen... — Ein Abenteuer!... laß hören, was es ist; erzähl mir's. — Gerne, gnädiger Herr, wenn es Ihnen Vergnügen macht. — Wissen Sie also, daß ich mich, nachdem Sie fort waren, ins Palais-Royal begab, weil man mir diesen Ort als den merkwürdigsten der Stadt geschildert hatte. Seit einer Stunde war ich hier in Bewunderung begriffen, über jeden neuen Gegenstand, der sich mir zeigte, in Ekstase gerathend, als ein sehr gut gekleideter und sehr ehrbar aussehender Mann auf mich zutrat und nach dem Weg nach der Straße von... von... kurz, einer Straße fragte. Wahrlich, mein Herr, antwortete ich ihm, ich kenne sie ebensowenig als Ihr, denn ich komme so eben in hiesiger Stadt an und bin völlig fremd. — Ihr seid fremd? sagte er zu mir, ei! ich auch; und da der Zufall uns zusammenführt, so wollen wir den Abend mit einander zubringen. Ich nahm es an, erfreut, Jemand zu finden, mit dem ich plaudern konnte, in einer Stadt, wo ich Niemand kannte. Wir gingen daher noch etwas spazieren und schwatzten, als der

Teufel oder vielmehr das Geschick wollte, daß er vom Billardspielen sprach... Sie wissen, das ist mein Lieblingspiel und ich bin sogar darin etwas stark!... — Ja! Du sagtest mir's schon... Nun gut! Du wolltest gewiß spielen? — Richtig, Herr; das heißt, mein Mann schlug mir eine Partie vor und ich verfehlte nicht, sie anzunehmen. Wir traten demnach in ein Caféhaus und gingen ans Billard: es war besetzt, da aber die Partie ihrem Ende nahte, blieben wir und sahen zu. Einer der beiden Spieler war viel schwächer als der andere, und mein Fremder bespöttelte ihn über sein Spiel. Ich wette zwei Louis, sagte er zu ihm, Ihr macht diesen Ball nicht auf einen Stoß (und der Ball war ziemlich schwer); die Person wettete und gewann. Mein Mann schien ärgerlich, daß er verloren hatte und sagte, er werde seine Revanche nehmen; die Gelegenheit zeigte sich bald; an der Person, welche die zwei Louis gewonnen, war die Reihe zu spielen. Sie durfte durchaus nur stoßen, um einen Ball, der schon halb im Loch war, hineinzubringen: gut! mein Mann war so frech, zu sagen, der Andere werde den Ball nicht machen!... Ich entgegnete ihm, er werde ihn machen. Werden Sie mir glauben, gnädiger Herr, daß er es wagte, zwanzig Louis für das Gegentheil mit mir zu wetten?... Ich nahm es auf der Stelle an. Unglücklicherweise hatte ich all mein Geld bei mir! — Und Du gewannst? — Im Gegentheil, gnädiger Herr! Der Ungeschickte, der schon einen

hundertmal schwierigeren Stoß gewonnen, nahm seinen Ball so auf der entgegengesetzten Seite, daß er, statt ihn zu machen, selbst verlief!... Da gab ich, Verzweiflung im Herzen, Alles hin, was ich besaß; es bestand in zwanzig Louisd'or, weniger sechs Franken. Mein Gegner hatte die Güte, mir das Fehlende zu erlassen, und ich ging aus dem Café, das Verhängniß verfluchend, das mich mit diesem Fremden zusammengeführt."

Heinrich konnte nicht umhin, über das Abenteuer des armen Frank zu lachen; er entschädigte ihn indeß für seinen Verlust und forderte ihn auf, ein anderes Mal klüger zu sein, und sich besonders vor jenen vorgeblichen Fremden zu hüten, welche sich nur für solche ausgeben, um die wirklichen besser zu betrügen.

Heinrich war schon einige Tage in Paris, als er eines Abends im Theater hinter eine Dame zu sitzen kam, welche seine Aufmerksamkeit zu verdienen schien; sie war in der That schlank, wohlgestaltet, von angenehmer Haltung und schien die Blicke, welche ihr Nachbar ihr zuwarf, nicht mit Gleichgültigkeit zu sehen. Heinrich, entzückt über seine neue Eroberung, hätte gerne mit ihr sprechen mögen: aber sie hatte einen dicken, mit Kostbarkeiten und Diamanten überladenen Mann bei sich, der so ziemlich einem in Ruhe lebenden Ochsenhändler gleichsah, ebenso verlegen über seine zwei Uhren wie über seinen dicken Bauch schien, und für sich allein drei Viertel der Loge einnahm.

Da er wohl einsah, daß er ihr seine Gefühle nicht erklären könne, so lange sie diesen Menschen bei sich habe, beschränkte er sich darauf, beim Weggehen aus dem Theater Frank ihrem Wagen nachzuschicken und ihm aufzugeben, einige Nachrichten über diese Dame einzuziehen.

Heinrich wartete voll Ungeduld auf die Rückkunft seines Dieners, und wie er diesen von Weitem ansichtig ward, rief er ihm entgegen: „Nun, Frank, bringst Du mir gute Nachrichten? — Ja, gnädiger Herr, vortreffliche. — Weißt Du die Wohnung der fraglichen Dame? — Ja, Herr, ein prächtiges Haus auf dem Boulevard des Italiens. — Gut! und hast Du etwas Weiteres erfahren? — Ja, gnädiger Herr! der Pförtner des Hauses ist just ein großer Schwärzer und machte keine Umstände, mit mir zu plaudern. — Bravo, Frank! Nun wohl! diese Dame? — Ist eine Operntänzerin. — Eine Tänzerin von der großen Oper! sprach Heinrich bei sich selbst, Teufel! mit solchen Frauenzimmern ist viel zu gewinnen und viel zu verlieren! — Ich weiß noch mehr, fuhr Frank fort, der dicke Mann, der bei ihr war, ist ein ehemaliger Lieferant, der sie wie eine Prinzessin unterhält, weil, wie Sie wissen, gnädiger Herr, es zum guten Ton gehört, eine Operntänzerin zu unterhalten. — Ah! es gehört zum guten Ton, Frank? — Ja, Herr, auch hat die Ihrige als Liebhaber schon zwei russische Fürsten, vier Finanzmänner, sechs Engländer, zehn General-

vächter, drei Banquiers gehabt und ist jetzt eben an ihrem neunten Lieferanten. — Du spakest, Frank. — Nein, gnädiger Herr, ich sage die Wahrheit: sie macht Aufsehen, sie ist die Dame der Mode, die Schönheit des Tages; so lauten die eigenen Worte des Pförtners. — Ah! sie ist die Dame der Mode! Dann werde ich, da ich der Mode folgen will, der Tänzerin auf den Zahn fühlen. — Sie haben Recht, gnädiger Herr, es ist das beste Mittel, von Ihnen sprechen zu machen. Ich rathe Ihnen indeß, sie nicht lange zu behalten, denn so wie sie's treibt, würden wir uns bald auf der Liste der Abgedankten befinden. — Sei ruhig, Frank; wenn diese Frau mich liebt, wird sie mich nicht zu Grunde richten. — Ach! gnädiger Herr... Liebe suchen bei einer Operntänzerin; das heißt zu viel verlangen." Am folgenden Morgen schrieb Heinrich einen Liebesbrief an seine Schöne und ließ ihn durch Frank bestellen. Dieser kam bald mit einer Antwort der Dame zurück, welche Heinrich für den andern Morgen zum Café einlud.

„Nun wohl, Frank! sagte Heinrich, Du siehst, ich habe ihr Herz gerührt. — Möglich, gnädiger Herr. — Sag mir aber, hat sie Dich etwas gefragt? — Gewiß, gnädiger Herr! sie fragte nach Ihrem Namen und Stand. Graf von Framberg! wiederholte sie, als ich Sie genannt hatte, und augenblicklich schrieb sie das Ihnen eingehändige Billet. — Eine Frau, die nicht jeden

Hergelaufenen empfängt!... — Eine Frau vom feinsten Geschmack!..."

Um die Zeit bis zum andern Tage zu tödten, fing Heinrich seine Wanderungen vom vorigen Abend wieder an und besuchte alle öffentlichen Orte. An ein Spielhaus kommend, trieb ihn der Wunsch, sein Geld zu vermehren, um in Paris glänzend auftreten zu können, hinauf. Zitternd setzt er einige Louis, in der sichern Erwartung, zu verlieren, auf das Rothe: aber er gewinnt; er setzt sein Spiel fort, das Glück bleibt ihm günstig, er sieht, daß er im Zug ist, spielt höher und geht endlich nach Verlauf einer Stunde mit dreißigtausend Franken mehr in der Tasche weg.

Auf dieses hin, will er ganz nach der Mode sein und alle Zierbengel des Tages überstrahlen. Wie ein Rasender laufend, kehrt er in sein Hôtel zurück. Frank erhält den Befehl, das schönste Cabriolet zu miethen, ihm augenblicklich einen Juwelier, einen Pferdehändler und einen Tanzmeister zu schicken. Voll Verwunderung läuft Frank da und dorthin, ohne zu wissen, was er thun soll, aber das Verhängniß segnend, das seinen Herrn zum Millionär gemacht.

In Paris kommt man jedoch mit dreißigtausend Franken nicht weit; der Juwelier und der Pferdehändler hatten ihm bald für mehr als das Doppelte verkauft; Heinrich sah wohl, daß er nicht so reich sei, als er glaubte; allein er dachte, auf die Roulette zurückkehrend, könne er noch mehr

gewinnen. Mittlerweile begnügte er sich mit einem Pferd für sein Cabriolet und einer Brillantnadel für sich; dann entließ er seine Kaufleute mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Endlich erschien der andere Tag; Heinrich erwartete ihn voll Ungeduld, denn Reichthum schützt nicht vor Langeweile. Nach Vollendung seiner ausgesuchten Toilette, stieg er in sein Cabriolet und schlug den Weg nach dem Boulevard des Italiens ein.

Es war nicht weit von zwölf Uhr; um diese Stunde sind die Straßen von Paris mit Menschen angefüllt, namentlich in einem so besuchten Quartier wie das, wohin er sich begab. Brennend vor Begierde, bei seiner Schönen einzutreffen, trieb unser junger Mann sein Pferd wie ein Tollhäusler an; schon mehrmals war er nahe daran, Jemand zu überfahren, und nur seiner Geschicklichkeit verdankte er die Vermeidung von Unglücksfällen; als er aber um eine Ecke bog, erblickte er den Wagen eines Kärners nicht, der auf ihn zukam; der Fuhrmann, nach dem Gebrauch dieser Leute, weicht einem Cabriolet nicht aus; Heinrich stößt gewaltam an die Räder des Karrens; sein leichtes Fuhrwerk war nicht stark genug, gegen einen solchen Wagen in den Kampf zu treten: es stürzt um und wirft im Fall ein altes Weib nieder, die gerade aus einem Laden trat, wo sie Lunge für ihre Kaze gekauft hatte.

Die Rufe: „zu Hülfe!... ich bin todt!...“ und das umgestürzte Cabriolet zogen bald eine

ungeheure Menge jener Pflastertreter herbei, von denen Paris wimmelt. „Ein Weib von einem Cabriolet niedergerennt, welches ein junger Mann führt, sagte der Eine. Diese Laffen richten lauter Unheil an... doch ist das Cabriolet zusammengebrochen. — Erstaunlich, rief ein Anderer, daß diese Frau die Kraft hatte, einen Wagen umzuwerfen...“ Und während man so disputirte, hatte der Kärner für klug gehalten, sich mit seinem Wagen aus dem Staube zu machen, damit er die Sache nicht ausbaden durfte.

Heinrich stieg aus seinem Cabriolet, alle Fuhrleute und Maulaffen zum Teufel wünschend. Frank, der hinten auffaß, hätte beinahe das Leben verloren: doch kam er noch mit einem geschwellenen Auge und einigen Beulen an der Stirne davon. Das alte Weib, die mehr Furcht als Schaden genommen hatte, aber doch Nutzen aus der Sache ziehen wollte, erfüllte die Luft mit Zetergeschrei und Gewinsel.

Heinrich glaubte, ruhig wieder nach Hause zurückfahren zu dürfen, und hatte Frank aufgegeben, sein Cabriolet wieder aufzurichten, als die sie umstehende Menge der Alten rieth, ihn zu dem Commissär zu führen. „Zu dem Commissär! rief Heinrich, und was soll ich dort thun? — Ah, so! schöner Herr; Ihr glaubt, man renne die armen Leute nieder und dann sei von nichts mehr die Rede? — Aber, Dummkopf! ich bin ja selbst das Opfer von dem Allem, da mein Cabriolet zerbrochen

wurde. — O ja! und die arme Frau; die Ihr zusammengeführt habt, meint Ihr, man dürfe ihr nichts geben, sich verbinden zu lassen? — Wenn sie todt ist, was Teufels soll ich dann machen? — Gleichviel, sie braucht einen Trost.“

Heinrich sah wohl, daß, um aus der Sache zu kommen, Geld nöthig sei. Er ging daher auf die Alte zu, drückte ihr ungefähr fünfzehn Goldstücke in die Hand, und auf diese Weise gelang es ihm, dem Commissär zu ent schlüpfen. „Schaut! wie glücklich die alte Schreierin ist! sagte ein Weib zu ihrer Nachbarin. Für die Hälfte der Summe ließe ich mir alle Tage ein Gleiches widerfahren. — Es gibt Leute mit unvernünftigem Glück, antwortete die Zweite. Diese hat's ihrer Nase zu verdanken. — Darum wird sie nicht reicher, bemerkte eine Dritte; sie ist eine alte Spielerin, die all dies Geld wieder in die Lotterie trägt.“

Beschmukt, ermattet und besonders darüber in Verzweiflung, daß er sein Rendezvous verfehlt hatte, kam Heinrich nach Hause zurück. Er kleidete sich indes wieder um, bestellte einen Wagen und wagte es, sich bei seiner Schönen anmelden zu lassen. Angenehm ward er durch die Nachricht überrascht, daß sie noch zu Hause sei; er wußte nicht, daß es zum guten Ton gehöre, überall zwei Stunden auf sich warten zu lassen. Wie Jemand, den man seit lange kennt, ward er empfangen. Er sah, daß Frank ihn nicht getäuscht hatte, als

er die Eleganz und Pracht der Wohnung der schönen Tänzerin rühmte. Nie hatte er in S...ien etwas gesehen, das sich mit dem B...oir einer Dame von der großen Oper vergleichen ließe.

Heinrichs Abenteuer war Gegenstand der Unterhaltung während des Frühstücks. Die Dame lachte viel darüber und versprach ihm, es solle die Tagesneuigkeit werden. Heinrich war erstaunt, ebensoviel Weltton als Geist an einer Theaterprinzessin zu finden; was ihn aber am meisten überraschte, war ihr zurückhaltendes Wesen und die Hindernisse, welche man seinen Liebesausbrüchen entgegensetzte. Heinrich wußte nicht, daß eine Frau, die sich verkauft, schwerer zu besiegen ist als eine Frau, die sich hingibt: die eine folgt der Neigung ihres Herzens, während die andere ihre Gunstbezeigungen hinauszielt, um sie theurer bezahlt zu machen.

Heinrich und seine Schöne waren im Gespräche begriffen, als man der Dame meldete, es wünsche sie Jemand zu sprechen. „Ich habe schon gesagt, ich sei für Niemand zu Hause,“ rief sie voll Ungeduld aus. Man erwidert ihr, es sei Jemand, der durchaus eintreten wolle. Da bat sie Heinrich, er möchte für einen Augenblick in ihren Salon gehen, mit dem Vorgeben, es sei ihre Putzmacherin, und sie wolle dieselbe schnell abfertigen.

Heinrich schien bereitwillig, sich zu entfernen; da er aber, um in den Salon zu gelangen, durch ein Cabinet mit Glasthüre gehen mußte, das ans

Boudoir der Dame stieß, kam er, so wie er allein war, leise zurück, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was im Boudoir vorgehe.

Statt der Putzmacherin sah er einen jungen Offizier eintreten, der sich, unbekümmert um die Herrin des Hauses, in einen Lehnstuhl warf. „Wie! Ihr seid's, Floricourt? sagte sie mit halb freundlicher, halb verlegener Miene zu ihm. — Ja, ich bin's; und ich finde es höchst wunderbar, daß Du mich so in Deinem Vorzimmer warten lässest. — Konnte ich vermuthen, daß Ihr es seid, den ich seit acht Tagen nicht gesehen habe? — Du glaubtest ohne Zweifel, es sei Dein dicker Mondor und er werde ruhig abtrollen, so wie man Deine Abwesenheit melde? ... Aber ich bin nicht von solchem Laig und schere mich den Teufel um Deine Befehle und Deine Geldspender! — Was soll aber dieser Ton bedeuten, mein Herr? ... Es steht Euch recht gut an, so mit mir zu reden, Ihr, den ich mit Wohlthaten überhäuft, den ich von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet habe! Damals schertet Ihr Euch nicht den Teufel um meine Eroberungen ... Warum war ich gut genug, Alles für den Herrn aufzuopfern? Wahrhaftig, die Frauen sind sehr einfältig, wenn sie zuweilen Schwachheiten haben! Man verbindet stets nur Undankbare! — In der That, es handelt sich um Ihre Geschenke, Madame! Sie haben mir eins gemacht, das mir gar nicht gefällt. — Mein Herr! wenn man von einer Frau etwas empfängt, muß man das Gute

wie das Böse annehmen. — Wahrhaftig!... nun wohl! so will ich Dich lehren, mir keine solche Streiche mehr zu spielen, und Den, der mit Dir frühstückte, meinen Arzt bezahlen lassen. — Du bist närrisch, Floricourt, ich war allein, ich versichere Dich. — Ich gehe nicht auf solche Märchen... Da er sich versteckte, ist er kein Zahler, und ich will ihm die Lust des Wiederkommens benehmen."

Damit beginnt der junge Mann überall umher zu blicken, mit dem Fuß unter alle Tische zu stoßen. Endlich erblickte er Heinrich, der hinter der Glashüre unbeweglich geblieben war; er öffnet diese schnell und gibt unserm Helden eine Ohrfeige, ehe er Zeit gehabt hatte, auszuweichen. Heinrich wollte gerade über seinen Gegner herfallen, als sich die Dame zwischen beide warf, um sie auseinander zu bringen.

„Mein Herr, sagte Heinrich zu dem Offizier, wenn Sie ein Mann von Herz sind, werden Sie mir Genugthuung für diesen Schimpf geben. — Ah! der Herr ist nicht zufrieden! antwortete dieser, höhnlisch lachend; nun wohl! so soll er noch eine derbere Lektion haben. — Keine Schmähreden, mein Herr, ich liebe solche nicht; Morgen früh um vier Uhr erwarte ich Sie in meinem Hause!“ Mit diesen Worten verließ Heinrich das Zimmer, ohne die neben ihm stehende Dame mehr eines Blicks zu würdigen.

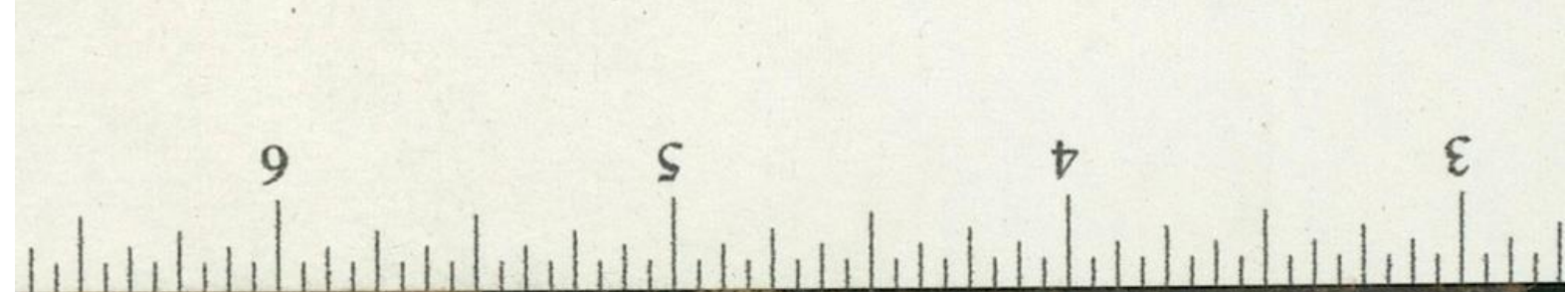
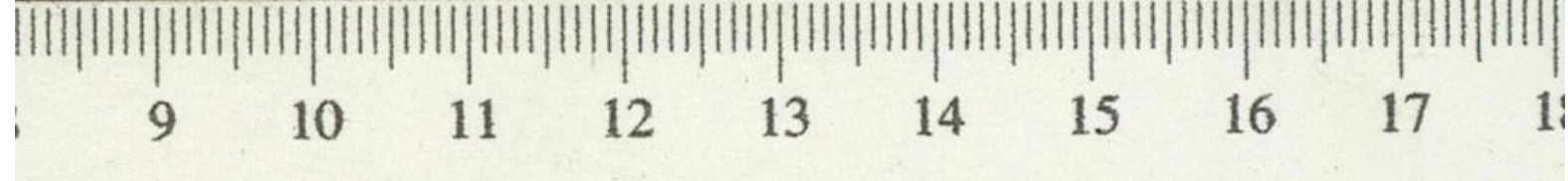
„Auch meine Schuld, sagte er bei sich selbst,

auf dem Rückweg nach seinem Hôtel, ich hätte nicht zu diesem Weibe gehen sollen... Aber seit ich reise, mache ich nichts als dumme Streiche!... Ach, mein Vater! welchen Kummer würde Ihnen die Aufführung Ihres Sohnes machen, wenn Sie dieselbe kennten! Und du, guter Müller, hätte ich deinen Rath besser befolgt, wäre ich nicht so weit, wie ich jetzt bin... Da mir aber das Schicksal immer entgegen ist und ich Diejenige nicht finde, welche das Glück meines Lebens gemacht hätte, so schwöre ich, bald nach Framberg zurückzukehren."

Der Offizier war pünktlich beim Stelldichein, Heinrich griff zu seinen Waffen, und, ohne ein Wort zu verlieren, begaben sie sich nach dem Gehölz von Boulogne. Dort zog Jeder seinen Rock aus und griff den Andern ungestüm an.

Heinrich war nicht so fertig im Fechten wie sein Gegner; aber er war kaltblütig und wußte alle seine Stöße geschickt zu pariren. In Kurzem rannte der Offizier, indem er Heinrich Eins versetzen wollte, in dessen Degen und sank leblos zu Boden. Mit schnellen Schritten ging Heinrich in sein Hôtel zurück; ihm schien, es sei der Schatten seines unglücklichen Opfers ihm auf den Fersen. Es ist wirklich etwas Entsetzliches, einen Nebenmenschen wegen einer Frau zu tödten, die man verachtet!... Heinrich machte sich tausend Gedanken, und seine Seele erlag unter der Last des von ihm vergossenen Bluts.

Frank erschrock, wie er seinen Herrn in dem Zustand ungewöhnlicher Niedergeschlagenheit sah. „Was haben Sie denn, gnädiger Herr? fragte er ihn; sollte Ihnen ein Unglück begegnet sein? — Ach ja, Frank!... ein Unglück, das ich mir nie verzeihen werde!... — Was soll das heißen, gnädiger Herr? schreiben Sie es dem Verhängniß zu! — Rüste Alles zu unserer Abreise, noch diesen Morgen verlassen wir Paris. — Darf ich wissen, wohin wir gehen, gnädiger Herr? — Nach Gramberg zurück: es treibt mich, meinen Vater und den guten Müller, der mich so sehr liebte, wieder zu sehen. — Meiner Treu, gnädiger Herr! ich freue mich gleichfalls darauf, denn nichts auf der Welt kommt dem Vaterhause gleich.“



6